

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Bericht über die 2. (1. Arbeits-) Sitzung des V. Vereinsjahres

Bericht über die 2. (I. Arbeits-) Sitzung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. April 1896, abends 7¹/₂ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Hauptversammlung.

Die Sitzung wurde von dem II. Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel, eröffnet.

Es erfolgte zunächst der Bericht des Vorstandes über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des verflossenen Vereinsjahres 1895/96.

1) Bericht des I. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Zu Beginn des 4. Vereinsjahres belief sich die Zahl der Mitglieder auf 182 — 18 Damen und 164 Herren. Es verstarben im Laufe desselben die Herren Josef Cohn, Dominik, Dr. Hertwig, Rudholzner und Schaeffer.

In das jetzige V. Vereinsjahr tritt die Gesellschaft mit 186 Mitgliedern — 172 Herren und 14 Damen.

B. Sitzungen.

Es fanden 17 Versammlungen statt: 7 öffentliche (3 im Ständehause, 4 im Bürgersaale des Rathauses) und 10 ausserordentliche:

- am 30. März Feier des Stiftungsfestes im Architektenhause,
- „ 29. Mai Wanderfahrt nach Schloss Nieder-Schönhausen,
- „ 10. Juni Wanderfahrt nach Spindlersfeld bei Köpenick,
- „ 26. „ im Humboldtshain,
- „ 17. August Wanderfahrt nach Jagdschloss K. Wusterhausen,
- „ 22. „ in der Deutschen Linoleum-Fabrik und auf dem Körnerschen Gartengrundstück in Rixdorf,
- „ 14. September Wanderfahrt nach Stralau,
- „ 6. November in der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche,
- „ 12. November im Königl. Museum für Naturkunde,
- „ 29. Februar 1896 in der Waffenfabrik der Aktien-Gesellschaft Ludwig Loewe zu Charlottenburg.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 38.

Es sprachen die Herren Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel 9 mal, Kustos Buchholz 4 mal, Prof. Dr. Aschersohn, Ferdinand Meyer und Dr. Zache je 2 mal, Geh. Baurat Bluth, Prof. Dr. Frentzel, Dr. Galland, Dr. Gensichen, Redakteur George, Dr. Gräbner, Direktor Hänisch, Pastor Hagemann, Chemiker Holzt, Disponent Hueck, Garten-Direktor Mächtig (die letztgenannten 6 Herren sind Nichtmitglieder), Frl. Elisabeth Lemke, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Möbius, Prof. Dr. Müllenhoff, Lehrer H. Pascal (Nichtmitglied), Techniker Pütz, Divisionspfarrer Schild (Nichtmitglied), Willibald von Schulenburg und Geh. Regierungsrat Prof. Schwartz, je einmal.

Ferdinand Meyer

2) Bericht des Schatzmeisters.

Kassen Status der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1895/96.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1896

Einnahmen:

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		555,73
Baarbestand		
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro I. Sem. 95/96 174 à 6 Mk.	1044,—	
pro II. Sem. 95/96 164 à 6 Mk.	984,—	
		2028,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a) Zuschuss der Brand. Landeskasse	1000,—	
b) desgl. des Magistrats	500,—	
c) Verkauf von Heften in dem Archiv	92,—	
d) Überschuss vom Stiftungsfest	40,50	
		1632,50
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		35,—
Summe der Einnahmen		4251,23
Kapitalvermögen. Berl. 3 $\frac{1}{2}$ % Sadt-Anleihe Mk. 1000,—		

Ausgaben:		Mk.	Mk.
Titel I. Lokal.			
Vacat			—
Titel II. Drucksachen.			
a) Monatsheft 1—12 und Archiv		2301,40	
b) Abbildungen etc.		51,10	
		<hr/>	2352,50
Titel III. Porti und Depeschen.			
Portiauslagen			57,09
Titel IV. Bureau- und Schreib-Material.			
Stempel etc.			10,25
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.			
Kopialien etc.			120,—
Titel VI. Bibliothek.			
Vacat			—
Titel VII. Sonstige Ausgaben.			
Vacat			—
Titel VIII. Aussergewöhnliche.			
Wanderversammlungen etc.			49,40
Titel IX. Reservefonds.			
Vacat			—
	Summa der Ausgaben		2589,24
	Summa der Einnahmen	4251,23	
	Summa der Ausgaben	2589,24	
		<hr/>	
	Bestand pro 1896/97		1661,99

Berlin, den 27. April 1896.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach den Belegen und dem Kassa-Buch bezüglich der Einnahmen und Ausgaben revidiert und richtig befunden. Hiernach bleibt ein Bestand pro 1896/97 von

Eintausend sechshundert ein und sechszig Mk. 99 Pf.

übrig.

Berlin, den 27. April 1896.

W. Liebenow,
stellvertretender Obmann.

Vereins-Haushaltetat der Gesellschaft für Heimatkunde der
Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1896/97.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1896.

Einnahmen:

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		
Baarbestand de 1895/96		1661,99
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro 96/97. 150 Mitglieder à 12 Mk.		1800,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a) Zuschuss des Magistrats pro 96/97	500,—	
b) Überschuss v. Wanderversammlungen	3,01	
		503,01
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		35,—
Summa der Einnahmen		4000,—

Ausgaben:

	Mk.	Mk.
Titel I. Local.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
a) Monatsheft 1—12, Archiv	2400,—	
b) Zeichnungen etc.	100,—	
		2500,—
Titel III. Porti und Depeschen.		
Porti etc.		50,—
Titel IV. Bureau- und Schreib-Materialien.		
Couverts, Papier etc.		40,—
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.		
Kopialien etc.		120,—
Titel VI. Bibliothek.		
Buchbinder etc.		40,—
Titel VII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversammlungen etc.		50,—
Titel VIII. Reservefonds.		
a) Kapitals-Anlage	540,—	
b) Baarbestand	660,—	
		1200,—
Summa der Ausgaben		4000,—

3) Bericht des Bibliothekars.

Im verfl. Vereinsjahre stand die Brandenburgia mit 52 Vereinen und Gesellschaften im Schriftenaustausch gegen 46 im Jahre vorher. Der Bücherbestand ist von 250 auf 266 Nrn. gestiegen, der Zuwachs beträgt also 16, wobei die laufenden Vereinsschriften, die zur alten Nr. abgelegt sind, nicht mitzählen. Bilder besass die Brandenburgia im Jahre 1894/95 95 St. und ist durch den Zuwachs von 5 St. auf 100 pro 1895/96 gestiegen.

E. Bahrfield.

4) Wahl des Vorstandes.

Auf den Vorschlag des Obmanns des Ausschusses, Herrn Geheimen Seehandlungsrates Dr. Schubart wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wieder gewählt. An Stelle des verstorbenen Archivars wird Herr Landgerichtssekretär Altrichter gewählt, welcher die Wahl annimmt. Der Vorsitzende dankt im Namen des Vorstandes. Demnach setzt sich der Vorstand folgendermassen zusammen. 1. Vorsitzender Oberbürgermeister Zelle, 2. Vors. Geheimer Regierungs-Rat und Stadtrat Friedel, 1. Beisitzender Schulrat, Professor Dr. Euler, 2. Beis. Dr. med. Carl Bolle, 1. Schriftwart Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer, 2. Schriftw. Oberlehrer Dr. Zache, Pfleger General-Konsul Landau, Schatzmeister Banquier Ritter, Bibliothekar Bank-Inspektor Dr. Bahrfield und Archivar Landgerichtssekretär Altrichter.

5) Die Wahl des Ausschusses ergab folgendes Resultat: Geheimer Regierungs-Rat, Professor Dr. Liebenow (Obmann), Privatdozent Dr. Galland (Obmann-Stellvertreter), Geheimer Baurat Bluth, Kustos Buchholz, Ordentlicher Lehrer W. Hartwig, Professor Dr. Arthur Krause, Landes-Baurat Langen, Major z. D. von Maltiz, Oberlehrer Dr. Matzdorff, Direktor, Professor Dr. Reinhardt, Hofjuwelier Telge.

Im Uebrigen fand sich Folgendes zu erwähnen.

6. Herr Schulinspektor Dr. L. H. Fischer hat in dem soeben erschienenen 2. Bande des Archiv's: „Joh. Leonh. Frisch's Briefwechsel mit G. W. Leibnitz“ herausgegeben. Der 2. Vors. dankt dem Herausgeber für die Mühe und Sorgfalt, welche er auf diesen interessanten „Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Berlin zu Anfang des 18. Jahrhunderts“ verwendet hat, namens der Gesellschaft auf das Verbindlichste.

7. Das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz, welchem die Aufgabe erwächst, die zerstreuten Denkmale der deutschen Urgeschichte bis zur Zeit Karls des Grossen und die der auswärtigen insbesondere der römischen Kultur, soweit sie auf deutsche Lande und ihre Bewohner eingewirkt, in plastischen Nachbildungen

zu vereinigen, hat seinen Verwaltungsbericht vom 28. März 1896 eingesendet. Die jährliche Vermehrung beträgt ca. 500 Nummern. Originale werden nur dann angekauft, wenn sie billiger als Nachbildungen sind. Die vielen im R. G. C. M. befindlichen Originale gehören, was besonders zu beachten, dem Mainzer Altertumsverein. Die Abt. der prähistorischen Altertümer wurde im Jahre 1894/95 um 197 Nummern vermehrt. Das Märkische Museum hat Urnen und Bronzegeräte zur Abformung dargestellt; überhaupt hat das R. G. C. M. in den letzten Jahren mit grossem Eifer der Vermehrung seiner Nachbildungen aus dem Norden, Nordosten und Osten Deutschlands obgelegen, um die allerdings sehr grossen hier vorhandenen Lücken einigermaßen auszufüllen. Die „Brandenburgia“ hegt für das Gedeihen des vom Konservator L. Lindenschmit mustergültig verwalteten R. G. C. M.'s die besten Wünsche.

Der II. Vorsitzende teilt hierauf Folgendes mit.

8. Der Touristenklub für die Mark Brandenburg weist auf den 12. Jahresbericht, aus dem nur Erfreuliches zu berichten. Die Wegebezeichnung im Grunewald und in der Jungfernhaide hat der Klub beendet. Der von ihm herausgegebene Fontane'sche Führer durch die Umgegend Berlins liegt in 5 Teilen vollständig vor.

9. *Sorbus aucuparia*, var. *dulcis*. Unser Mitglied, Herr Oekonomierat Späth in Britz, von dem die süsse Spielart der Eberesche aus Russland eingeführt worden ist, hat von daher auch in Zucker kandierte Früchte dieser Pomacee freundlichst mitgeteilt; dieselben schmecken, wie Dr. Bolle und Geheimrat Friedel bekunden, sehr gut und verdienen in den weitesten Kreisen unserer Heimat Verbreitung, insbesondere aber Nachahmung. Vgl. über denselben Gegenstand Monatsblatt IV, 1895/96 S. 365.

10. Artisse-Eidechse. Zu diesem Ausdruck (vgl. W. von Schulenburgs Mitteilung im Monatsblatt IV 1895/96 S. 368) sendet Mitglied Prediger E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. E. Folgendes ein.

„Die Eidechse nannten wir in der Neumark (Kreise Königsberg, Landsberg, Sternberg) „Antische.“ Man erklärte folgenderweise: Wenn verfolgt, flieht diese „Aaskröte“ nicht wie andere landläufige Amphibien, als da sind Frösche, Kröten, Unken, Nattern, sondern wendet sich feindlich gegen den Verfolger und „zischt“, plattdeutsch „tischt“, bez. „kischt“, denselben in kurzen Athemstössen wütend an.“

Also „Antische“ = Anzischendes Tierlein.

So Brauch und Sprechweise einfachster Volksschichten.

11. Kukeluren = Kienapfel. Zu der bezüglichen Bemerkung W. von Schulenburg's a. a. O. S. 368 schreibt Herr E. Handtmann wie folgt:

„Kukeluren“ für „Kienäpfel“ ist mir

a. auch aus der Ostprignitz, Frohne bei Meyenburg, bekannt; desgl. Herrn Kantor Johns in Kietz (Elbe), früher in Eldenburg.

b. noch mehr kenne ich den Gebrauch des Wortes „Kokeluren und Kokeluren“ — also in der letzten Silbe wechselnd bald r bald k, aus meiner Heimatsstadt Potsdam, speziell der Umgegend des Kadettencorps und des Brauhausberges, sowie der von mir bis zu meinem 26. Lebensjahre hin viel besuchten Dörfer Wildenbruch, Stücken, Blankensee, Stangenhagen, Zauchwitz, Michendorf, Gröben, Siethen, Beuthen, Chiasm.

Auch hatten wir Kinder dort ein Spiel. Eine Strippe wurde an die Spitze des noch grünen oder doch noch frischgrünen geschlossenen Kienapfels gebunden und hin und hergeschwenkt unter Absingen des Kindermädchenreims:

„Bim, bam, Bähhlamm,
Glake, geh nach Potsdam!“

Hörten das Stadtbewohner, so drohte es Schläge. Denn es waltete der Aberglaube: derartiges Kindersingen wäre Vorbedeutung bald ausbrechenden Brandes.

Ich mache darauf aufmerksam, dass nur der noch frische Kienapfel die Bezeichnung „Kokelure“ bez. „Kokeluke“ trug. Der trockene, in sich gespreizte und gedunkelte, hiess in der Volksbezeichnung „Rauchkopf, Wuschekopf, Kratzbesen“ und stand im Rufe, Wurfwaffe von Kobolden und Hexen zu sein, vermöge deren einem etwas angethan wurde.

Ueberhaupt haftete damals (vor 40–50 Jahren) den Kienäpfeln, sowohl den frischen wie den trockenen, in der Volksvorstellung etwas Unheimliches an. Ihr flackerndes Brennen und ihre grosse Heizkraft, zum Herstellen von Plättbolzen vorzüglich, galt als etwas höllisches.

Nicht uneben war, dass die nur hochdeutsch sprechenden Kadetten im Potsdamer Kadettencorps und ebenso die Söhne und Töchter der „Stadtpotsdamer Gebildeten“ unser volksbräuchliches „Kokeluren“ verbalhornisierten in „Kökellöcken“, bezw. Kökel-glocken.“ Kökeln = mit Feuer spielen.

Für die Schreibweise mit r, also „Kokeluren“ wüsste ich keine alte Herleitung, will man nicht zu einem Sprechfehler seine Zuflucht nehmen. Wie ähnlich aus „Theerofen“ im Dialekt „Theeren“ geworden ist, endlich „Thüren.“

Dagegen für die Sprechweise mit k, also „Kökeluren“, scheint mir ein dem Volke verbliebener slavischer Sprachrest vorzuliegen. Betreffend Wendisch wird ja Herr von Schulenburg die beste Auskunft geben.

Mir fällt bei dem Volksausdruck „Kokeluke“ das russische Wort *коклѹха* = Kok'ljucha ein, fast gleichlautend; bedeutet = Klöppel, Glockenklöppel.“

In der That hat der frische, grüne, bez. graue Kienapfel Aehnlichkeit mit dem Glockenklöppel. Auch würde derartige Bedeutung gut zu dem oben erwähnten Verse und Spiele sowie zu dem damit verknüpften Brandbergglauben passen.

Wollen Sie für unsere „Brandenburgia“ vorstehende Mitteilung benutzen, soll es mich freuen. Vielleicht auch geben gleich mir „geborene Potsdamer“ weitere Auskunft.“

12. Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz theilt Herrn E. Friedel mit, dass er in Folge der von Schulenburg'schen Anregung in Sputendorf bei Gross-Beeren Nachfrage gehalten, aber den Bescheid erhalten habe, der Ausdruck Kuckeluren sei daselbst im Volksmunde unbekannt.

13. „Das Tierreich. Eine Zusammenstellung und Kennzeichnung der recenten Tierformen. Herausgegeben von der Deutschen Zoologischen Gesellschaft.“ Generalredakteur: Franz Eilhard Schulze. Herr Geh. Reg.-Rt. Dr. Schulze hat Herrn E. Friedel die Probeflieferung: „Heliozoa, bearbeitet von Dr. Fritz Schandinn“ Berlin 1896 mitgeteilt. Herr Friedel bemerkt dazu Folgendes. Dies im Verlag unseres Mitgliedes Herrn Buschbeck (in Firma R. Friedländer und Sohn) erscheinende Riesenwerk erfordert bis zur Fertigstellung etwa 25 Jahr und gereicht deutschem Forscher-Fleiss zur grössten Ehre, um so mehr als bei dem deutschen Gelehrten, der Eigenart unseres Volkscharakters entsprechend, mehr die Neigung zur Vertiefung in die Analyse vorherrscht, während die grössten Arbeiten der Synthese (wenn wir von Al. v. Humboldt's Kosmos und wenigen anderen deutschen Standardworks verwandter Art absehen) mehr den Ausländern, insbesondere den kühneren Engländern und Franzosen zufallen. Seit Linné's Systema Naturae ist nicht wieder der Versuch gemacht worden, sämtliche lebende Tierformen in Einem Werke systematisch zu behandeln. Die Zahl der bekannten Arten ist seitdem ins Ungemessene gewachsen. Die einheitliche Durchführung des Werkes ist durch eine Reihe wohldurchdachter Bestimmungen gesichert. So gelten für die Benennung der Tierformen und der systematischen Gruppen die von der D. Zool. Ges. angenommenen Regeln, für die Farbenbezeichnungen Saccardo's Chromotaxia, für Abkürzungen der Autorennamen die Berliner Autorenliste. Herrn Eilhard Schulze steht ein Redaktions-Ausschuss zur Seite, der aus dem Vorsitzenden der D. Zool. Ges., unserem Mitglied Geheimrat Dr. Karl Möbius u. A. zusammengesetzt ist.

Auch die ungenügend beschriebenen und zweifelhaften Arten sowie die Unterarten und Varietäten, ferner wichtige Entwicklungsstufen, abweichende Generationen und besonders merkwürdige biologische Verhältnisse werden berücksichtigt, dgl. die geographische Verbreitung jeder Art, ebenso die wichtigste Literatur und sämtliche synonyme Benennungen, damit das abgeschlossene Werk über jeden seit Einführung der binären Nomenklatur gebrauchten systematischen Namen Auskunft zu geben vermag. Dass viele Teile des Riesenwerks bei Beendigung desselben inzwischen unvollständig geworden sind, ist unvermeidlich, dieser Nachteil erscheint aber gegenüber dem immensen Vorteil, dass man ein, eine ganze Bibliothek ersetzendes Fundamentalwerk gewinnt, auf welches die gesamte Naturforscherschaft Rücksicht nehmen muss, ein geringer.

Da sämtliche lebende Tierformen der Provinz Brandenburg in dem „Tierreich“ enthalten sein werden, so hat das Werk auch für unsere besondere Heimatkunde das grösste Interesse.

Dass die zu den Protozoen gehörigen Heliozoen für das Probeheft gewählt sind, hängt mit dem geringen Umfang dieser Tiergruppe zusammen, von welcher übrigens einige Arten auch in der Provinz Brandenburg vorkommen.

Die Brandenburgia wünscht dem Epoche machenden Werk stetigen Fortgang und besten Erfolg.

14. Hexen-Baum und Hexen-Besen. Herr E. Friedel macht auf einen von ihm am Ostersonntag, den 5. April d. J. aufgefundenen Baum (Hainbuche, *Carpinus Betulus* L.) aufmerksam, welcher eine solche Menge von Hexenbesenbildungen aufweist, dass man ihn kurzweg einen Hexenbaum nennen kann. Der Baum steht in Witzleben bei Charlottenburg auf sumpfigem Boden am Ostrande des Lietzen-Sees, ungefähr da, wo sich auf der Generalstabskarte der Fusspunkt des Buchstaben L in dem Namen Lietzen-See gedruckt befindet. Aus dem Baumstamm wachsen vielfach Zweige kandelaberartig senkrecht in die Höhe, verdicken sich keulenartig am Ende und hierauf wiederum streben Gruppen von Zweigen, lichterartig aufwärts, auf denen nochmals andere stehen. Das Ganze wirrt sich vielfach durcheinander und giebt dem Baum, der zur Zeit noch kein neues Laub zeigt, ein seltsames, gespenstisches Aussehen, welches umsomehr auffällt, als in der Nähe mehrere durchaus normal gewachsene Hagebuchen-Bäume stehen. Der Baum ist am 7. d. M. von Herrn H. Maurer photographiert worden, nebst einem zweiten kleineren, der in der Nähe steht und in der Mitte des Stammes ebenfalls hexenbesenartige Auswüchse hat, wie dergleichen auch aus dem Stumpfe einer dritten Weissbuche emporsprossen. Die erstgenannte Hagebuche hat einen Meter über dem Erdboden gemessen,

anderthalb Meter Umfang. Herr Friedel besichtigte beide Bäume mit Professor Dr. Paul Magnus zusammen am 28. d. M. Letzterer Fachmann bemerkt, dass der erstgenannte Baum, der ihm wegen seines bizarren, anscheinend aus mehren parallel gewachsenen Bäumen durch Überwallung verbundenen Bäumen bestehend, mit *Exoascus* sicherlich nicht behaftet sei, die hexenbesenartigen Verbildungen also einen anderen Grund hätten. Möglich sei es, dass der zweite Baum später *Exoascus* aufweise. Die besenartigen Auswüchse des dritten Baumes seien lediglich durch Abhauen und Verschneiden des Stammes und der Äste erzeugt.

Der Vortragende Friedel macht anlässlich der letzten Bemerkung darauf aufmerksam, dass durch Menschenhand nicht selten unbeabsichtigt hexenbesenartige Bildungen erzeugt werden, die man an den betreffenden Bäumen am besten sieht, wenn sie noch unbelaubt sind. So an Kopfweiden oder Kropfweiden (*Salix alba* L.), an Kugelakazien (*Robinia Pseudacacia* L. var. *umbraculifera* D. C., mit gewundenen Zweigen var. *tortuosa* D. C.), bei Allee-Pappeln: *Populus nigra* L. (Schwarzpappel), *P. canadensis* Michaux (kanadische Pappel) und *P. italica* Mech (Spitzpappel). Es kommt dies von dem Köpfen oder Kröpfen der Bäume, deren Stamm oder Äste sich an den verletzten Stellen narbig zusammenziehen und später eine Menge kleiner, oft wirr und struppig wachsender Zweiglein erzeugen. Bei der Kugelakazie ist die Hexenbesenform sozusagen das Normale, das Beabsichtigte. Auch bei der Winterlinde (*Tilia ulmifolia* Scop.) und der Sommerlinde (*T. platyphylla* Scop.) wachsen gern an den Stellen, wo Äste am Stamm gestutzt sind, kleine Schösslinge in Masse hervor, welche von den Gärtnern angeblich um die Schönheit des Wuchses nicht zu beeinträchtigen, abgestossen werden, sich wieder erneuern und schliesslich jene wulstigwarzigen Auswüchse, die nichts weniger denn schön aussehen, an den Lindenstämmen unserer Alleen erzeugen. Diese Lindenbaum-Individuen erzeugen dergl. wirre Zweigausschläge auch aus den Wurzeln, was man z. Z. an den Linden des Charlottenburger Schlossgartens beobachten kann. Bäume, die fortwährend gestutzt werden, wie z. B. in der italienischen Schweiz und in der Lombardei und auch bei uns, wo noch Seidenzucht getrieben wird, die Maulbeerbäume (*Morus alba* L.) oder Platanen (*Platanus occidentalis* L. und *Pl. acerifolia* Willd.), bekommen seltsame Äste, die in förmliche Keulenköpfe auslaufen. Auf diesen Keulenköpfen entwickeln sich die Zweige struppig und sparrig d. i. hexenbesenartig. Bezüglich der Platanen kann man diese Erscheinung z. B. an den die Uferpromenade der Stadt Lugano bildenden Alleeebäumen in der auffallendsten Weise sehen. Ferner ist der Stockausschlag mancher gefällten Bäume z. B. der Edelkastanie (*Marone*) (*Castanea sativa* Mill. = (*vesca* Gaertn.) so sparrig und struppig, dass auch hier

scheinbare Hexenbesenwucherungen entstehen. Dass diese scheinbaren Hexenbesen, die von Menschenhand teils absichtlich, teils unabsichtlich erzeugt werden, von den rein natürlich entstehenden eigentlichen Hexenbesen auseinander gehalten werden müssen, halte ich, bememert Herr Friedel, hier zu betonen, nicht für überflüssig.

Am Lietzen-See fanden wir (Friedel, Magnus und Maurer), fährt Herr Friedel fort, hexenbesenartig gekrümmte Bildungen an den Zweigausläufern einer Erle (*Alnus* wahrscheinlich *incana*, was wegen mangelnder Laubentwicklung zur Zeit noch nicht entscheidbar); dieselben sollen weiter beobachtet werden.

Was die 3 kugeligen Hexenbesen auf Birken im Botanischen Garten anlangt, so fand ich davon am 9. d. M. einen am Ende eines schwanken Zweiges einer *Betula dahurica* Hentze, und zwei am Ende von Zweigen einer *Betula pubescens* Ehrh. var. *carpathica* Willd. Die Hexenbesen auf Kirschen blühen niemals, beweisen also auch hier das Krankhafte ihrer Entstehung. Noch sei verwiesen auf einen bezüglichen populären Aufsatz in „Natur und Haus“, Jahrg. III 1894 S. 13, betitelt „Über Hexenbesen (Astwucherungen)“. Der erwähnte Dr. Paul Magnus, welcher in den Abhandlungen des uns nahestehenden Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg Jahrg. XXXV, XXXVI und XXXVII die Peronosporeen, Exoasceen und Ustilagineen der Provinz Brandenburg bearbeitete, hat im Jahrg. XXXVIII einen Nachtrag geliefert (S. 8 flg.), worin zur Hexenbesenfrage folgende Anführungen gehören: *Exoascus Pruni* Fckl. auf *Prunus domestica* L. Chaussee bei Frankfurt a. d. O. Pr. Padus L. Triglitz, Ost-Priegnitz. — *E. Insiticiae* Sadeb. auf *Prunus insiticia* L. Triglitz — *E. Cerasi* Sadeb. auf *Prunus avium* L. und Pr. *Cerasus* L. beide in Triglitz. — *E. Crataegi* Sadeb. auf *Crataegus Oxyacantha* L. Triglitz. — *E. Tosquetii* Sadsb. auf *Alnus glutinosa* Gaertn. Triglitz. — *E. turgidus* Sadeb. auf *Betula verrucosa* Ehrh. (Triglitz). — *E. betulinus* P. Magn. auf *Betula pubescens* Ehrh. Triglitz in Knicks und auf *B. pubescens* var. *carpathica* Willd in Knicks ebendasselbst. — *E. Carpini* Rostr. auf *Carpinus Betulus* L. Triglitz und in dem Tegeler Forst, vgl. Carl Bolle in der „Deutschen Garten-Zeitung“ 1886 S. 116 und S. 201.

15. Herr Geheime Baurath Bluth hat in seiner Eigenschaft als Konservator der Denkmäler der Provinz Brandenburg eine „Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg“ ausgearbeitet im Auftrage der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg, die unsomehr uns angeht, als die No. C § 1 unserer Satzungen bekanntlich

„den Schutz der natürlichen und geschichtlichen Nationaldenkmäler innerhalb des Gebietes beziehentlich die Unterstützung der dem Denkmalsschutz dienenden Anordnungen der Behörden“ ausdrücklich zu einer unserer Hauptaufgaben macht.

Das Büchlein (klein 8^o, 57 S.) definiert den Begriff des Denkmals und giebt Mitteilungen über die Erhaltung der Denkmäler, erläutert auch die vorgeschichtlichen Altertümer, die Münzenfunde, die kirchlichen Gebäude nebst deren Ausstattung sowie die profanen Denkmäler. Die letzteren Gegenstände sind so eingehend behandelt, dass sie eine auch für den Laien leicht fassliche Geschichte der brandenburgischen Baukunst geben.

Der „Anleitung“ ist die weiteste Verbreitung, insbesondere aber die entsprechende Beachtung zu wünschen.

Die Versammlung nahm von dem herungereichten Exemplar, welches für die Bücherei der Gesellschaft vom Verf. übergeben wurde, mit Dank Kenntniss.

16. Unser Ehrenpräsident, der bisherige Landesdirektor der Provinz Brandenburg Wirklicher Geheimrat Dr. von Levetzow legt sein Amt zum 1. d. M. nieder. Aus Anlass dieses Umstandes begab sich eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses am 25. d. M. zu Herrn von Levetzow und hielt der II. Vorsitzende an denselben eine kurze Ansprache ungefähr folgenden Inhalts:

„Hochzuverehrender Herr Wirklicher Geheimrat! Es ist dem Vorstand und Ausschuss der Brandenburgia ein Herzensbedürfniss, Ew. Excellenz beim Scheiden aus Ihrem hohen Amte eines Landesdirektors gerade derjenigen Provinz, deren Wohl uns besonders am Herzen liegt und in deren Dienst wir uns, wie in den der Stadt Berlin, mit unseren Bestrebungen in gewissem Sinne gestellt haben, für all das Freundliche und Gute zu danken, welches Sie unserer Gesellschaft amtlich und ausseramtlich erwiesen haben. In der That verdanken wir es nicht zum wenigsten Ihrer Fürsorge, wenn die Brandenburgia, wie Gott Lob! ersichtlich, so gedeihliche Fortschritte gemacht hat.

Glücklicher Weise behalten wir ja Ew. Excellenz als unsern Ehrenpräsidenten und wir hoffen, dass, wenn es sich gerade so trifft, Ew. Excellenz noch oft unseren Sitzungen als höchster Vorsitzender präsidieren werden. In jedem Falle empfehlen wir unsere gemeinnützige vaterländische Gesellschaft auch für die Zukunft Ihrer gütigen Förderung.

Und wie wir unsern Herrn Ehrenpräsidenten heut in voller körperlicher und geistiger Frische und Rüstigkeit vor uns sehen, so erhoffen wir, dass Ew. Excellenz dieselbe durch des Allmächtigen Gnade noch viele, viele Jahre erhalten bleiben möge.

Excellenz von Levetzow dankte mit bewegten Worten und sagte der Brandenburgia seine thätige Mitwirkung auch fernerhin zu.

17. Dass Herr Freiherr Otto von Manteuffel, auf Schloss Krossen bei Drahnsdorf N.-L., der neue Landesdirektor und Nachfolger des Herrn von Levetzow, bisher Landrat des Kreises Luckau, unserer Gesellschaft als neues Mitglied beigetreten, wissen wir um so höher zu schätzen, als es bekannt ist, wie der neue Landesdirektor von jeher der Heimatkunde, der Geschichte und den Altertümern der Provinz Brandenburg ein besonderes Interesse gewidmet hat. Die Gesellschaft begrüsst den neuen Herrn Landesdirektor verbindlichst.

18. Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, welche unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Professor Dr. Credner steht, der es, wie kein zweiter, versteht, das weiteste Interesse für die Landeskunde zu erwecken und diese unsere Wissenschaft im besten Sinne zu vervollständigen, hat am 13. Februar eine besondere

Abteilung für Heimatkunde

begründet.

Diese bezweckt:

1. den Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, den Heimatsbezirk, in erster Linie also Vorpommern und Rügen, durch eigene Anschauung, namentlich durch Ausflüge und Wanderungen, durch Besichtigung von naturwissenschaftlich oder geschichtlich-ethnographisch bemerkenswerten Punkten und Orten, durch Besuch wichtiger Handels- und Gewerbeanlagen u. dergl. näher kennen zu lernen,
2. zu Studien und Arbeiten auf dem Gebiete heimatlicher Landes- und Volkskunde Anregung zu geben,
3. geeignete Arbeiten auf diesem Gebiete in der Zeitschrift der Gesellschaft, den „Jahresberichten der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald“, zu veröffentlichen und dadurch den Mitgliedern zugänglich zu machen,
4. durch Anlage einer besonderen „heimatskundlichen Abteilung“ der Vereins-Bibliothek den Mitgliedern die Einsichtnahme und das Studium bereits vorhandener heimatskundlicher Werke, Abhandlungen und Karten zu erleichtern.

Die Abteilung bildet einen Zweig der Geographischen Gesellschaft und untersteht dem Gesellschaftsvorstande. Dieser ist ermächtigt, für die Ausflüge und Wanderungen einzelne Mitglieder an der Leitung zu beteiligen; diese haben für die Dauer des Ausfluges die Stellung von Vorstandsmitgliedern.

Besondere Beiträge werden für die Abteilung nicht erhoben; alle Auslagen für sie leistet die Gesellschaftskasse.

Der betreffende Aufruf fügt Folgendes, was auch unsererseits wohl beachtet zu werden verdient, hinzu:

Nur als Beispiele sind im Folgenden einige Punkte zusammengestellt, deren Beobachtung wir den Freunden unserer Bestrebungen besonders empfehlen und über welche uns Mitteilungen erwünscht sein würden.

I. Kartenwesen des Heimatsgebietes

Mitteilungen über Unrichtigkeiten der vorhandenen Karten, über falsche Namen von Ortschaften, über wünschenswerte Nachträge, Ergänzungen, Verbesserungen und Neueintragungen, — über den Besitz bemerkenswerther alter Landkarten, Flurkarten, Stadt- und Ortspläne aus dem Bereiche des Heimatbezirkes. Etwaige Zuwendungen derartiger, namentlich älterer Karten und Abbildungen an die heimatskundliche Abteilung der Vereinsbibliothek würden mit grossem Danke begrüsst werden.

II. Oberflächengestaltung und geologischer Bau.

Mitteilungen über auffällige Oberflächenformen, — Massenhäufungen von erratischen Blöcken und Gesteinschutt („Geschieberücken“, „Geröllstreifen“), — besonderen Steinreichtum von Feldern, — durch Gestalt oder Grösse auffallende Blöcke, — Entstehen von Erdfällen (Einbrüchen), — Ergebnisse bezüglich des Bodenbaues bei der Anlage von Brunnen und Bohrlöchern, von Eisenbahn- und Strasseneinschnitten (Angabe der Schichten nach Beschaffenheit und Mächtigkeit, womöglich unter Einsendung charakteristischer, nach ihrer Tiefenlage genau bezeichneter Bodenproben); — Zerstörungen und Veränderungen der Küsten durch Sturmfluten, sowie durch Stürme und Eisschub, oder durch Abbrüche oder Rutschungen, — Veränderungen der Stranddünen durch Stürme und Fluten, — Neulandbildungen durch Anschwemmungen von Seesand und Moorwachstum.

III. Hydrographie.

Mitteilungen über eingetretene Veränderungen in der Wasserführung von Quellen, Bächen, Flüssen, — Erlöschen oder Neu-Entstehen von Quellen, — Beschaffenheit der Quellwasser, — Veränderungen des Wasserstandes in Seen und Teichen, sei es plötzlicher, sei es allmählicher Art, — Laufverlegungen von Bächen und Flüssen.

An den Küsten: Eintritt von Sturmfluten und „Seebären“ (plötzlich eintretende Flutwellen), schleunigste Benachrichtigung dringend erwünscht, — Eispackungen und deren Wirkungen auf den Strand, — Verfärbungen des Meerwassers durch massenhaft auftretende Organismen.

IV. Klimatisches und Meteorologisches.

Mitteilungen über den Eintritt auffälliger atmosphärischer Erscheinungen (Fata Morgana, Nordlicht, Dämmerungs-Erscheinungen), — bemerkenswerte Gewittererscheinungen, — Blitzwirkungen u. s. w., —

aussergewöhnliche Stürme und deren Wirkungen, Wolkenbrüche, — auffällige Schneebildungen u. s. w.

V. Pflanzen- und Tierwelt.

Mitteilungen über Aussterben bisher vertretener oder Einwanderung und Neu-Auftreten bisher nicht beobachteter Formen, — Funde ausgestorbener Tier- und Pflanzenformen in Torfmooren, Thonlagern oder Kalktuffbildungen.

VI. Vorgeschichtliche Bevölkerung.

Mitteilungen über Funde von menschlichen Resten (Knochen, Werkzeugen, Waffen und Geräten aus Stein, Bronze, Kupfer, Eisen, Gold, Silber in Torfmooren, auf Feldern, bei Graben-, Strassen-, Eisenbahn-Anlagen, in Hünengräbern), — Vorkommen von Dolmen, Steintischen, Einzelsteinen, Steinkreisen, Ding- und Gerichtsstätten u. s. w., über Reste von Pfahlbauten in Seen, Teichen oder Torfmooren, — über Münzfunde, alte Grab- und Opferstätten, Burgwälle, „Schanzen“ u. dergl.

VII. Jetzige Bevölkerung. (Volkskunde im engeren Sinne).

Mitteilungen über:

1. besondere Sitten und Bräuche im Familienleben (bei Werbung, Hochzeit, Schwangerschaft, Geburt, Taufe, Todesfällen), an den Festen (in den zwölf Nächten zu Weihnachten, Neujahr und Heiligen Drei-Königen, zu Fastnacht, Ostern, Walpurgis, am Maifest, zu Pfingsten, am Johannis-, Martinstage u. s. w.), in der Haus- und Landwirtschaft (beim Umzug, beim Pflügen, Säen und Ernten, beim Ein- und Austreiben des Viehes, bei der Bienenzucht u. s. w.), im Rechtsleben (beim Abschluss von Kauf, Miete, Dienstvertrag, bei Versteigerungen u. s. w.).
2. Zauber und Volksheilkunde (Traumdeutung, Besprechung der Krankheiten von Menschen und Vieh, Looswerfen und Weissagung zur Neujahrszeit, am Thomastage u. s. w., über heilkräftige Bäume, Pflanzen, Amulette u. dergl.).
3. Märchen, Sagen (von Gespenstern, Riesen, Zwergen, Hexen und vom Teufel; geschichtliche Sagen, die sich an bestimmte Orte oder Persönlichkeiten knüpfen), Lieder (Wiegenlieder, Lügenreime, Abzählverse, Sommerlieder u. s. w.), Spiele (Kinderspiele, Weihnachtsspiele), Rätsel, Sprichwörter, Bauernregeln u. a. m.
4. Namen und Verse auf Namen für Menschen, Tiere und Ortschaften, Flurbenennungen; auch Scherznamen, Ortsneckereien u. s. w.
5. über den Hausbau.
6. über Volkstrachten.
7. auffällige mundartliche Erscheinungen (besondere Dialektwörter, Lauterscheinungen u. s. w.). —

Unsere Brandenburgia begrüsst die neue pommersche Kollegin auf das Herzlichste und wünscht ihren Bestrebungen den besten Erfolg.

19. Als neuestes wissenschaftliches Unternehmen des Märkischen Museums gelangt zur Vorlage das Erste Heft eines im Verlage unseres Mitgliedes des Herrn Dr. E. Mertens erscheinenden Prachtwerks betitelt:

Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischer Provinzialmuseums in Berlin. Herausgegeben von der Direktion des Museums. Heft I. Die Hacksilberfunde. Mit VIII Tafeln und Abbildungen im Text. Berlin 1896.

Die Hacksilberfunde des Märkischen Museums, welche dem 10. und 11. Jahrhundert angehören, auch in unserer Gesellschaft bereits in der Sitzung vom 27. März 1895 (Monatsblatt IV.) kurz besprochen worden sind, werden hier in diesem vornehm ausgestatteten Illustrationswerk zunächst erörtert. In den Text haben sich drei unserer Mitglieder geteilt, indem Herr E. Friedel das Geschichtliche, Herr R. Buchholz das Beschreibende, Herr E. Bahrfeld das Numismatische bearbeitet haben. Für die Heimatkunde des 10. und 11. Jahrhunderts, insbesondere soweit der wendische Volksstamm in Frage kommt, ist dieses erste Heft von hervorragender Bedeutung.

Die einzelnen Hefte des Gesamtwerks erscheinen in zwanglosen, in sich abgeschlossenen Lieferungen und sind einzeln käuflich. Wir teilen mit dem Herausgeber die Hoffnung, dass hiermit ein löbliches Werk begonnen ist, welches der Verwaltung unserer Reichshauptstadt zur Ehre, Lehrenden wie Lernenden, Künstlern und Kunsthandwerkern zum Nutzen, allen Freunden vaterländischer Forschungen aber zur Belehrung und zur Freude gereichen werde.

In einem zweiten Heft sollen die gusseisernen, kunstgewerblichen Ofenplatten des 16. bis 18. Jahrhunderts behandelt werden, welche seiner Zeit gerade für unsere Provinz einen eigentümlichen artistischen Industriezweig ausgemacht haben.

20. Der II. Vorsitzende bespricht ferner 3 neu erschienene, wissenschaftliche Beilagen zum Jahresbericht (Ostern 1896) hiesiger städtischer Schulanstalten.

A. zum Jahresbericht der II. Realschule:

Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus. I. Teil. Leben des Garcaeus.

Garcaeus gehört zu dem Kranze hervorragender einheimischer Geschichtsschreiber, welche aus der Stadt Brandenburg a. H. hervorgegangen. Zacharias Garcaeus, eigentlich Gartz geheissen, ist, wie Pieper mit Hilfe der astronomischen Berechnung des Prof. Koppe vom hiesigen Andreas-Gymnasium festgestellt hat, am 11. Januar anno 1544 als Sohn des Bürgermeisters Joachim Gartz zu Pritzwalk daselbst geboren. Er studierte in Wittenberg. 1575 übernahm er das Rektorat der Altstädtischen

Schule zu Brandenburg. Um 1576 etwa heiratete er Anna Schuller, Tochter des dortigen Bürgermeisters Andreas Schuller¹⁾, und wurde dann Stadtschreiber (Syndikus), in welchem Amt er nach ungefähr zehn Jahren verstarb. In den letzten Jahren war Garcaeus auch Kurfürstlicher Richter am Schöppenstuhl zu Brandenburg. Von geschichtlichen Nachrichten giebt Pieper in diesem Programm nur eine im Altstädtischen Rechnungsbuch 1582 vermerkte „Historia welcher gestalt der Glockthurm an der Pfarckirchen S. Catharinae, in der Newen Stadt Brandenburgk, den 30. Martii, morgens fruhe umb 3 hora, dieses 82. j. in einen hauffen gefallen.“ Der Bericht schliesst in schlichter Einfalt: „Gott gebe das dieser einfall des thurms beiden stedten Brandenburgk, auch der gantzen Marcke, keine grosse verenderunge vndt vndergangk bedeutte.“

Auf diesen sorglichen ersten Teil des Garcaeus lässt der Herr Verf. hoffentlich den 2., die Werke des Historikers behandelnden Teil, recht bald nachfolgen.

B. Zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums.

Johannes Bolte: Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts. Mit einem Brustbild Seidels, der am 18. Februar 1621 zu Berlin geboren, Anfang Mai 1693 verstarb und in der Familiengruft zu St. Nikolai hierselbst beigesetzt ward. Berühmt ist Seidel hauptsächlich durch sein Hauptwerk, die Bildersammlung berühmter Märker. Seidel ist für unsere Brandenburgia eine so bedeutsame Persönlichkeit, dass über ihn besonders berichtet werden soll und zwar wird dies Herr Dr. Otto Pniower in einem Aufsatz über die wichtige Schrift unseres Bolte thun. Letzterer hat seiner Abhandlung als Motto die Worte der Schrift vorangestellt: „Colligite fragmenta, ne quid supersit“ und diese Mahnung selbst mit einem erstaunlichen Fleiss und einer entsprechenden Belesenheit auf das Glücklichste befolgt.

C. Zum Jahresbericht der Dorotheenschule.

Katharina Pufahl, Oberlehrerin: Berliner Patrioten während der Franzosenzeit 1806 bis 1808.

Erfreulich ist es, dass unsere Lehrerinnen sich jetzt auch bei der Abfassung der wissenschaftlichen Beilagen zu den Schulprogrammen beteiligen, und besonders dankenswert, wenn sie so treffliche geschichtliche Beiträge liefern, wie dies seitens der Verfasserin hier der Fall. Es ist der trübste Abschnitt der trüben Zeit zwischen 1806 und 1812 der hier behandelt wird, Kopflosigkeit der Behörden, Feigheit der Militärs, dumpfe Gleichgiltigkeit der „regierten“ Bürger folgte auf die ver-

¹⁾ Der Bruder dieses Schuller ist Georg Schuller, bekannt unter dem Namen Sabinus als märkischer Geschichtsforscher und Latein-Dichter, geb 1508, † 1560, Schwiegersohn Melanchthons.

lorenen Schlachten. Nachdem der korsische Sieger eingezogen, huldigten ihm viele; nicht bloß Speichellecker und Intriganten tauchten an vielen Stellen in Berlin auf, die, obwohl preussische Unterthanen, dennoch völlig im französischen Sinne wirkten, sondern direkt schädliche Subjekte, welche den der Zwingherrschaft offen oder geheim entgegenarbeitenden Vaterlandsfreunden durch Spionieren und durch Angeberei, sowie als agents provocateurs höchst gefährlich wurden und manchen zur Flucht zwangen. Erhebend ist nun für unser preussisches Herz, dass es trotz der allgemeinen Erniedrigung und trotz der den Patrioten drohenden Gefahren edle Männer und Frauen gab, welche den gesunkenen Mut zu beleben, das verloren gegangene Vaterlandsgefühl und den aus diesem entspringenden Widerstand gegen den fremden Unterdrücker neu zu beleben wagten, ausserdem aber das Mögliche thaten, um der schrecklichen Not und Verarmung zu begegnen, die während der französischen Okkupation immer mehr und mehr um sich griffen. Es seien die Namen Fichte, Schleiermacher, Hanstein, Zelter, Oberfinanzrat Sack, Hofprediger Sack, Gubitz, Gräfin Sophie Schwerin geb. Dönhoff genannt. Bezeichnend für die Stimmung in den hiesigen bürgerlichen Kreisen ist ein bislang ungedrucktes Tagebuch, welches Karoline Sack, zweite Tochter des Hofpredigers Friedrich Samuel Gottfried Sack, in den Jahren 1806 und 1807 geführt hat und das Fräulein Pufahl benutzen konnte.

Es sei vorbehalten, auf Einzelheiten dieser gehaltreichen Abhandlung später zurückzukommen.

21. Herr E. Friedel legt unter Bezugnahme auf die soeben besprochene Pufahlsche Schrift ein messingenes Siegel der französischen Polizei in Berlin vor, dessen Grösse und Beschaffenheit aus der hier folgenden Abbildung hervorgehen.



Das Siegel ist durch Herrn Realschullehrer Gischel zu Rosenheim in Bayern, der sich vielfach bereits um die Sammlungen des Märkischen Museums wohl verdient gemacht hat, für die letzteren erworben worden.

Die Inschrift lautet: Surveillance de la Police de Berlin.

Der Adler ist naturalistisch gehalten. Er hält das Blitzbündel des Jupiter in den Fängen und schaut heraldisch gesprochen, nach links. Die kaiserliche französische Krone schwebt über ihm in der Luft, wie dies nach einer Bemerkung des anwesenden Ausschussmitgliedes, Herrn Major von Maltitz, damals üblich war.

Es handelt sich offenbar um ein Dienstsiegel der geheimen französischen Polizei in der preussischen Hauptstadt aus der von Fräulein

Pufahl geschilderten Zeit. Der seltene, zeitgeschichtlich bedeutsame Stempel scheint bis dahin ganz unbekannt gewesen zu sein.

22. Der neu aufgefundene Berlinische Annalist von 1434. Unter dieser Bezeichnung berichtet Herr E. Friedel über eine in den Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Historisch-philologische Klasse, 1895, Heft 3 S. 256—271 enthaltene Mitteilung von Wilhelm Meyer (aus Speyer) Professor in Göttingen, welche sich betitelt: „Der Berliner Annalist von 1434“ wie folgt.

„Als ich“, sagt Meyer, „mit der Beschreibung der Göttinger Handschriften beschäftigt war, kam mir ein gedrucktes Buch der Göttinger Bibliothek in die Hände, in dem hinten einige Seiten beschrieben waren. Es waren historische Notizen; ich ging der Notiz über die Marienkirche in Berlin nach und sah bald, dass sie noch unbekannt war. Hätten nun diese 100 Zeilen Text eine Stadt gewöhnlicher Grösse oder mit alter Vorgeschichte betroffen, so hätte ich sie beiseite gelegt. Doch sie betrafen Berlin, und wenn auch die Muse der Geschichte nicht vor dem Erfolge sich beugt, so muss sie doch gerade die Personen und Gemeinwesen am meisten beachten, die der Erfolg hoch gehoben hat. Durch die Fügung des Schicksals, die Gunst seiner Fürsten und die Thatkraft seiner Bürger ist Berlin eine wichtige Arbeitsstätte der Menschheit geworden. Seine Entwicklung betrachten sehr viele mit Aufmerksamkeit. Allein was ist, kann nur der verstehen, der weiss, was war; deswegen mühen sich viele, die alte Geschichte Berlins zu erforschen. Sind nun die Anfänge Berlins bescheiden gewesen, so sind die geschichtlichen Nachrichten darüber ungewöhnlich dürftig. Aus der Zeit vor der Reformation haben wir von Berlinern verfasste geschichtliche Berichte gar nicht, von märkischen Geschichtschreibern fast nur Wusterwitz; aber seine lebendigen, bald reichhaltigen, bald lückenhaften, leider unsicher überlieferten Schilderungen märkischer Ereignisse aus der Zeit von 1390—1425 kümmern sich sehr wenig um Berlin. Deshalb entschloss ich mich, diesen Anfang der Berliner Geschichtsschreibung näher zu untersuchen. Dabei ward ich bestens unterstützt durch meinen Neffen, Dr. Karl Hoppe, einen geborenen Berliner und jetzigen Gymnasiallehrer daselbst. Was er und was ich gefunden, das habe ich hier vereinigt zum Nutzen derer, welche die Geschichte Berlins und der Mark lieben.“

Besonderes Wohlwollen für Berlinspricht aus dieser Einleitung, namentlich dem gesperrt gedruckten Satze, nicht, indessen wollen wir hierüber mit Herrn W. Meyer nicht rechten, vielmehr uns der schätzenswerten Bereicherung, welche namentlich die Kulturgeschichte unserer Heimat erfährt, dankbar erfreuen. Es sind 108 kurze lateinische Zeilen, die der Annalist, der ein Berliner war, in dem bezeichneten Jahr niederschrieb.

Eingebunden sind sie hinten in ein Exemplar des *Ortulus anime*, gedruckt von Wilh. Schaffener de „Ropperswiler in civitate Argentin“. 1498. Auf dem Vorderdeckel steht als Ex Libris-Vermerk: „sum Johannis Waltheri Spandouiensis anno 85 (1585) und (B. J. ?) Heniccus. Also ist das 1498 gedruckte Buch wahrscheinlich, wie W. M. meint, sofort nach Berlin gekommen und lange in der Gegend geblieben.

Auf S. 262—271 lässt W. M. erläuternde kritische Bemerkungen folgen, die von besonderem Wert sind.

Nachstehend gebe ich nun den Text, soweit er Berlin und die Mark betrifft, sowie ihn W. M. bietet und lasse eine Uebersetzung folgen, wobei die Uebertragung der Daten in die moderne Zeitrechnung ebenfalls aus W. M. entlehnt ist.

Anno domini M^oCCC^oLXIX primo moneta Berlinensis fuerat incepta et solemnisata.

Anno domini M^oCCC^oLXXX in die Laurencii Berlin miserabiliter periit igne.

Anno domini M^oCCCC^oII civitas Strusszeberg per duces stagnales est devicta in vigilia Sancti Mathei, sed per [post] duos annos per nostrates est reformata.

Anno domini M^oCCCC^oIX in nocte beate Cecilie virginis cecidit turris beate Virginis et anno sequenti reincepta est per magistrum Michaellem de Gorlicz ad reedificandum.

Eodem anno [M^oCCCC^oX] ut supra Didericus de Quitzow sumpsit pecora ante Berlin et captabat quam plures cives.

Anno domini M^oCCCC^oXII illustris princeps dominus Fridericus de Norenberg in vigilia Johannis Baptiste venit primo in Brandenburgk et eodem anno in vigilia Simonis et Jude dominus Hollach, dominus Philippus et multi nobiles de curia marchionis fuerunt interfecti per duces Stettinenses in aggere Kremmen.

Anno domini M^oCCCC^oXIV castra Frysak, Golez, Plawe et Buten sunt devicta potenter per dominum Fridericum marchionem.

Anno vicesimo civitas Angermunde est devicta et sequenti die annuntiationis Marie et eodem tempore triumphavit in civitate Angermunde et captabat CCCC captivos et sumpsit eis quingentos equos exceptis qui furtive effugerunt et sumpsit duo banniria que adhuc pendunt in ecclesia Beate Virginis.

Anno domini M^oCCCC^oXXV feria quinta ante carnis privium in die Severi civitas Premslaue fuit per duces Stettinenses secreta tradita.

Anno domini M^oCCCC^oXXVI in die Thimotei in profesto sancti Bartolomei Premslaue per illustrem principem dominum Johannem marchionem est reexpugnata cum placitis iustis et mirabilibus.

Anno domini M^oCCCC^oXXXII^o in festivitibus pasche heretici Hussite obsidebant civitatem Bernowe sed quinta feria eiusdem pasche turpiter et cum damno magno recesserunt.

Eodem anno [M^oCCCC^oXXXIV^o] chorus ecclesie sancti Petri fuit consecratus et cimeterium reconsiliatum dominico die ante festum exaltacionis sancte crucis. Et eodem tempore fuit [? inundacio] aquarum que plura damna intulit.

Anno domini [M^oCCCC^oXXXV] in vigilia beatorum Petri et Pauli apostolorum conclusa fuit unio civitatum Berlin et Coelen pro quo deo laus in secula seculorum. Amen.

(Im lateinischen Text habe ich einige Verbesserungen offener Fehler vorgenommen.)

Uebersetzung.

Im Jahre des Herrn 1369 wurde zuerst berlinische Münze geschlagen und verbreitet. [Vgl. Bahrfeldt im Archiv der Brdb. I. 1894 S. 19.]

Im Jahre des Herrn 1380 am Laurentius-Tage (10. August) ward Berlin jämmerlich durch Feuer zu Grunde gerichtet.

Im Jahre des Herrn 1402 ward die Stadt Straussberg durch die Küsten-Herzöge*) erobert am 20. September, aber zwei Jahre später ist es von den Unserigen wiedergewonnen.

Im Jahre des Herrn 1409 in der Nacht der Heiligen Cäcilie stürzte der Turm der Marienkirche (zu Berlin) ein und 1418 ist der Wiederaufbau unternommen durch Meister Michael aus Görlitz.

In demselben Jahr wie oben (1410) raubte Dietrich von Quitzow Vieh vor Berlin und nahm ziemlich viele Bürger gefangen**).

Im Jahre des Herrn 1412 am 23. Juni kam der berühmte Fürst Herr Friedrich von Nürnberg zuerst nach Brandenburg***) und in demselben Jahr am 27. Oktober wurde Herr Hollach, Herr Philipp und viele Adlige vom Hofe des Markgrafen durch die Stettiner Herzöge am Cremmer Damm getötet. †)

Im Jahre des Herrn 1414 wurden die Burgen Friesack, Golzow, Plaue und Beuthen gewaltsam bezwungen durch den Herrn Markgrafen Friedrich.

*) Ein sonderbarer Ausdruck. Stagnum bedeutet Wasser, See, Teich, Sumpf, Ufer, Küste, entsprechend ist das Eigenschaftswort stagnalis. Aehnlich kann étang in Französischen diese Bedeutungen haben, während es in der Regel Teich, Weiher bedeutet. So nennt Georges Sand den grossen Tegeler See étang, vgl. Monatsblatt Jahrg. III. S. 96.

** Wirs und Genossen in dem Treffen an der Tegeler Mühle. Das Vieh war vor dem Spandauer Thor fortgetrieben worden.

***) Vgl. Jentsch und v. Levetzow im Monatsblatt IV. S. 211.

†) Johann von Hohenlohe und Philipp von Uttenhofen. Ihre Gräber hat unsere Gesellschaft am 13. Mai 1896 besucht, vgl. den besonderen Bericht hierüber.

Im 20. Jahre (1420) am 26. [?] März ist die Stadt Angermünde erobert worden und hat er (Friedrich) am folgenden Tage in der Stadt Angermünde obgesiegt und 400 Gefangene gemacht und ihnen fünfhundert Pferde abgenommen, ausser denen die unversehens davonliefen, und hat zwei Banner erbeutet, welche noch jetzt in der Marienkirche zu Berlin hängen.

Im Jahre des Herrn 1425 am 15. Februar wurde die Stadt Prenzlau den Stettiner Herzögen [für per duces ist ducibus zu lesen] heimlich überliefert.

Im Jahre des Herrn 1426 am 23. August ward die Stadt Prenzlau von dem berühmten Fürsten Herrn Markgrafen Johann wiedererobert unter gerechten und merkwürdigen Abmachungen.**)

Im Jahre des Herrn 1432 im Osterfeste belagerten die ketzerischen Hussiten die Stadt Bernau, doch am Donnerstag nach Ostern (24. April) zogen sie schimpflich und mit grossem Schaden wieder ab.**)

In demselben Jahre (1434 am 20. September) wurde der Chor der Sankt Petrikirche [in Kölln] geweiht und der Kirchhof entsüht. Und zur selben Zeit war eine Ueberschwemmung, welche vielen Schaden brachte.

Im Jahre des Herrn 1432 am 8. Juni ward die Vereinigung der Städte Berlin und Kölln beschlossen, wofür Gott Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

23. Volkskunst. Von Robert Mielke. Mit 85 Abbildungen. Magdeburg 1896. Verlag von Walther Niemann. 123 S. gr. 8. Der Verfasser, unser Mitglied, welcher, wie wir aus seinem lehrreichen Aufsatz im Archiv der Brandenburgia (I. 1894 S. 104 flg.) „Das Bauernhaus in der Mark“ erfahren, gern der volkstümlichen Arbeit und Kunst überall nachgespürt und zu diesem Zweck weite Reisen bis nach Asien und Afrika hinein, unternommen hat, legt in dem ansprechend ausgestatteten Büchlein seine Anschauungen über das Wesen der Volkskunst dar, welche sich, wie die Verhältnisse nun einmal bei uns kulturgeschichtlich entwickelt worden sind, hauptsächlich nur noch in den kleinstädtischen, besonders aber in den ländlichen Wirtschaften erhalten hat. Die Kunst der Bauern gruppiert sich (S. 49) um das ganze Schaffensgebiet dieses arbeitsamen Standes. Haus, Herd, Wohnung, Hausrat, Werkzeuge, Trachten, Schmuck, Bilder, bilden dasselbe im

*) Ende des 17. Jahrh. waren sie noch dort vorhanden.

**) Die beiden Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Beltz wurden hingerichtet, nachdem ihnen zuvor als Meineidigen die rechten Hände abgehauen. Die letzteren, im mumifizierten Zustande, befinden sich im Märkischen Museum erhalten. Vgl. „Die Quitzows und ihre Zeit“ von Fr. von Klöden. Herausgeg. von E. Friedel 1890 3. Bd. S. 483 und 503.

** Vgl. Monatsblatt der Brandenburgia I. S. 88.

engeren, genossenschaftliche Leistungen, wie Kirche und Kirchhof, Gemeindehäuser und Denkmäler, Wegebauten u. a., im weiteren Sinne. Der Verf. macht unter unserer vollen Billigung Front gegen das fast systematisch zu nennende Einpfropfen fremder Kulturelemente auf die Volkskunst, welches gewissermassen in Schulaufsichtswege erfolgt, während gerade im Gegenteil das schwache aber edle Reis der heimatischen Kunstübung von oben her und auch seitens der Tagespresse gehegt und gepflegt werden sollte.

Vom Standpunkt der Heimatkunde können wir Herrn Mielke nur durchaus beipflichten und nur wünschen, dass seine Mahnungen nicht gleich denen des Predigers in der Wüste ungehört und unbefolgt verhallen mögen.

24. Herr Robert Mielke sprach hierauf über die Blockbau-Kirche von Burschen bei Schermeisel, Kreis Ost-Sternberg, welche als einziges derartiges Bauwerk der Provinz Brandenburg, kürzlich von ihm aufgefunden ist. Der Vortrag wird ausführlich im Archiv der Gesellschaft erscheinen.

An denselben knüpfte sich eine lebhafte Besprechung, an der die Herren Geh. Baurat Bluth, Prof. Dr. Conwentz, Dir. des Westpreussischen Provinzial-Museum, W. von Schulenburg, Dr. Bahrfield und E. Friedel teil nahmen.

Herr Mielke hatte in seinem bezüglichen ersten orientierenden Artikel in der Voss. Zeitung vom 13. d. M. (Eine Blockhauskirche in der Mark Brandenburg) die Befürchtung ausgesprochen, dass die sehr auffällige Holzkirche demnächst abgebrochen werden würde. Herr Bluth bemerkte jedoch, dass er als Provinzial-Konservator bereits Schritte gethan habe, um das Bauwerk zu erhalten.

Da Herr Mielke in dem beregten Artikel schreibt, dass das seltene Bauwerk vielleicht im Anschluss an den Neubau des Märkischen Provinzial-Museumsbaus hierher transportiert und wieder aufgerichtet werden könne, so erinnert Herr Friedel daran, wie der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. einst die freilich kunstvoller, ausgestattete norwegische Holzkirche von Wang habe auf seine Kosten nach dem Hirschberger Thal in Schlesien transportieren und wieder aufbauen lassen, vorzuziehen sei jedoch, das Bauwerk als ehrwürdiges Dokument der auch bei uns einst vielfältig geübten volkstümlichen Holzbaukunst an Ort und Stelle zu belassen. Nach der ungemein lehrreichen und grossartigen böhmisch-slavisches ethnographischen Ausstellung zu Prag (národopisná výstava československá v Praze) 1895 habe man die im Blockverband erbaute Holzkirche von Kostel mit zierlichem Turm, überdeckter Zugangshalle und seitlichen Schutzdächern hingeschafft und so-

gar für den katholischen Gottesdienst eingerichtet. *) Am besten habe sich der wagerechte Blockhausbau in den u. A. auch von Herrn von Schulenburg beschriebenen, bekannten Holzhäusern unserer Spreewaldwenden erhalten. Jedenfalls sei auch bei unsern ersten deutschen Kirchen in der Provinz Brandenburg der Blockholzbau geübt worden, wie die auf den Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts erkennbaren sogen. Holzkirchen vielfach erkennen lassen.

Dr. Bahrfeld als Münzkundiger bestätigt dies. Dr. Conwentz bemerkt, dass ihm dergl. horizontal aufgebaute Blockholzkirchen aus seiner Provinz Westpreussen nicht bekannt seien. Dass Kirchentürme aussen, der Billigkeit halber, mit senkrecht gestellten Brettern verkleidet würden, kommt öfters vor.

25. Herr Willibald von Schulenburg spricht über die Schulzenhammer.

Die zwei Hammer, die ich hier vorlege, scheinen zwar nur gewöhnliche Holzhammer zu sein, dürfen indess als Schulzenhammer eine höhere Bedeutung beanspruchen. Beide sind aus dem Kreise Teltow. Der eine ist bereits 40 oder 50 Jahre ausser Dienst, den anderen von Dergischow bei Zossen, habe ich aus frischer Amtsthätigkeit gegen Ersatz durch einen andern, herausgerissen. Von den Landleuten werden die Schulzenhammer Gemeindehammer genannt oder schlechtweg Hammer, bei den Wenden der Niederlausitz, wo sie vorkommen, Klapac (sprich Klapaz). Sie dienten und dienen den Schulzen dazu, im Dorfe etwas bekannt zu geben. Zu diesem Zwecke wird der Hammer zum nächsten Nachbar rechts geschickt, der schickt ihn wieder zum Nachbar und so geht er durch das Dorf herum, bis er wieder beim Schulzen ankommt. In einzelnen Dörfern, so wenigstens in Wittstock, hatte man früher zwei Hammer. Der eine wurde rechts, der andre links herumgeschickt. Wo sie sich trafen, behielten sie die beiden Hofbesitzer und brachten sie am Abend dem Schulzen bei der Gemeindeversammlung, zurück.

Früher ist jedenfalls die Bekanntmachung mit dem Hammer immer nur mündlich herumgegeben worden. Man schrieb in alten Zeiten nicht so viel wie heute. Wer da geschickt wurde, klopfte beim Nachbar an die Thüre mit dem Hammer und sagte, wenn der (Haus-) „Wirt“ selber kommen sollte zur Gemeindeversammlung: „Wirth sall sälber koamn“. Wenn aber Geldtag war, wo zu zahlen war, so hiess es: „Kontribuzjon und Klassensteuer“. „Die Kontribuzjon war noch von 1813, von den Franzosen her, von den grossen Kriegssteuern, und währte bis kurz vor 1870. Die Franzosen haben damals Preussen auf das fürchterlichste

*) Vergl. die Abbildungen in: Hlavní Katalog a průvodce. Vydal výkonný výbor. Redigoval Josef Kafka. V Praze 1895 Seite 57 (Kostel, v posadí v levo chalupa lašskotšinská, v pravo rybárna).

gebrandschatzt.“ So berichtete mir ein Kossät von Wittstock. Also so lange hatten noch diese armen Dörfer an den Nachwehen jener schweren Lasten aus der „Franzosenzeit“ zu leiden. „In't Jemeene“, d. h. im „Schulthenhus“, Schulzenhaus, war eine grosse „(Holt-) Tofele“. Auf der Tafel waren lauter kleine Vierecke, genannt „Fäcker“ (Fächer) mit weisser Ölfarbe gemalt, so viele als Bauern und Kossäten da waren. Deren Namen standen in den Fächern und da „up det Fack lede“ (legte) jeder sein Geld hin oder liess es hinlegen. Denn zum Geldzahlen brauchte der „Wirt“ nicht selber kommen. „Die Büdner hatten keine Abgaben.“

In unsrer Zeit, soweit mir bekannt geworden, in der Mark wurden und werden die Bekanntmachungen mit dem Hammer auf einem „Zettel“, also auf einem Stück Papier, herumgeschickt. Der Zettel wird entweder am Hammer festgenagelt oder festgeklebt, oder auch in einen Schlitz, einen Einschnitt des Hammers, festgesteckt, wie bei dem Hammer von Dergischow. Im Dorfe Schmogrow, am Spreewald, das wendischsprechende Bevölkerung hat, sah ich (etwa 1877 oder 1878) einen zierlich gedrechselten Schulzenhammer, dessen eigentlicher Schlägel aus zwei Hälften bestand. Die äussere Hälfte konnte am Hammerstiel, der dort ein schraubenförmiges Gewinde hatte, auf- und niedergeschraubt werden. Zwischen diesen beiden Hälften wurde der Zettel gelegt und der Hammer zugeschraubt.

In manchen Dörfern des Kreises Teltow sind jetzt zwei Hammer, so in Kummersdorf und Alexanderdorf bei Sperenberg. Einen hat der Schulze, den andern der „Steuererheber“, der zu diesem Amte von der Gemeinde gewählt wird. Jeder lässt seinen Hammer herumgehen, wenn es nötig ist. In dem Dorfe Dergischow fand ich sogar vier Hammer vor. Zweie hat der Schulze und zweie der Steuererheber. Je einer ist für die Bauern und Kossäten und je einer für die „kleinen Leute“, die Büdner und Tagelöhner. Manche Gemeindeleistungen gehen nur die Bauern und Kossäten an, z. B. gewisse Gespanndienste, andere wiederum nur die kleinen Lente. Dann wird der betreffende Hammer herumgeschickt. Kossät ist bekanntlich ein Mittelding zwischen Bauer und Büdner, und heisst eigentlich Kotsasse, Insasse, Inhaber, Bewohner einer Kote oder Kate (Hütte, Haus), so heissen z. B. an der Ruhr in Westfalen Bergleute und Fabrikarbeiter „Kötter“, weil sie ein eignes Haus besitzen.

Der Schulzenhammer ist also ein Amt- und Würdezeichen des Schulzen. Wo er erschien, brachte er die Anordnungen des Schulzen. Schulze ist ein uralter deutscher Name, die ihn tragen, können stolz darauf sein, und eine uralte deutsche Würde. Schulze ist zusammengesetzt aus Schultheiss, und der Schultheiss war ein Würdenträger bei

den Germanen. Schultheiss war derjenige, „dem es (nach Meyer) oblag, Verpflichtungen (sculd) zu befehlen (haizan)“, der schuldige Leistungen und Abgaben anzuordnen und anzubefehlen, zu „heissen“ hatte. Das Wort heissen im gleichen Sinne, ist noch jetzt bei unsrem Landvolke lebendig, namentlich aber das, Städtern mit hochdeutscher Sprachbildung unbekannt, Zeitwort ausheissen. Der Schultheiss wird mehrfach erwähnt in den alten Gesetzen der Langobarden, den einstigen Nachbarn der Mark. So namentlich in den Gesetzen des Königs Rothar, die niedergeschrieben wurden im siebenten Jahrhundert. Auch in der Geschichte der Langobarden von Paul Warnefried wird seiner gedacht. Den Langobarden Warnefried nennen die Gelehrten meist Paulus Diakonus, wohl weil vielen von ihnen das Lateinische vertrauter ist, während uns gerade sein deutscher Name heimatlich anmutet. Er erlebte noch den Untergang seines Volkes, das durch Karl den Grossen in brudermörderischem Kampfe vernichtet wurde. Es ist uns sogar der Name jenes alten Schulzen erhalten, der also der älteste geschichtlich beglaubigte Schulze zu betrachten ist, denn es ist klar, dass schon Jahrhunderte vor ihm Schultheisser ihres Amtes walteten. Er hiess Argait und wird geschildert als ein in jeder Beziehung tüchtiger Mann. Durch Schuld des Statthalters Ferdulf fiel er, hoch zu Ross einen Berg anstürmend, gegen slavische Heermassen, die den Berg besetzt hatten, im blutigen Kampfe, wie auch von allen seinen Waffengefährten nur ein einziger zurückkehrte, die traurige Botschaft zu bringen. Diesem einen Langobarden gelang es, bereits gefesselt, zu entkommen, indem er sich vom Berg herunterkullerte. Hier wird der sculdhaiz ausdrücklich als rector loci bezeichnet, also als Ortsvorsteher. Leider ist bei uns durch die Gesetzgebung nach 1870 der ehrwürdige Schulze in den „Gemeindevorsteher“ verflüchtigt worden. Dies muss als ein unberechtigter Eingriff in den Bestand des Volkstums bezeichnet werden, das überall da sein Recht hat, wo es nicht in Widerspruch tritt mit dem Geiste der Neuzeit. Man sollte deshalb, trotz alles Für und Wider, den „Schulzen“ im amtlichen Verkehr mit den Landleuten überall da wieder einführen, wo er früher volkstümlich bestanden hat.

Es wirft sich die Frage auf: ob dem Schulzenhammer nicht noch eine höhere Bedeutung zukommt, er gewissermassen verklärt ist durch den Abglanz himmlischer Herkunft. Bei den Nordgermanen, den Dänen, Norwegern und Schweden hiess der Gewittergott Thor. Ihm war der Hammer geweiht. In Tempeln auf schwedischen Inseln wurden ihm zu Ehren grosse durch ihr Alter geweihte Hammer aufbewahrt. Bei den südlicheren Germanen, den Deutschen, hiess der Gewittergott Donnar. Ihm zu Ehren heisst noch heute, nach mehr als tausend Jahren, der vierte Tag unsrer Woche Donnerstag. Noch heute wird am Donnerstag in Berlin ein besonderes Gericht gegessen, Erbsen und Sauerkohl, noch

heute ruft man den Gott Donnar an in Berlin und in der ganzen Mark Brandenburg, wenn eine Sache „schief geht“ und jemand „wettert“: „Donner und Dorja“. In einigen niederdeutschen Gegenden besteht oder bestand die Redensart: „De Hamer sla!“ und „Dat Die de Hamer“ (Grimm), d. h. dass Dich der Teufel hole. „Meister Hämmerlein“ heisst der Teufel (Simrock). Der Dichter Frauenlob, den Frauen, als er verstorben, in die Kirche sollen getragen haben, weil er so viel Gutes und Schönes von ihnen gesagt, hat die Äusserung: „der smit ûz Oberlande warf sinen hamer in mine schôz“ (Grimm). Es ist hier die Rede von Gottvater. Der Schmidt aus Oberland ist der himmlische Schmidt und der himmlische Schmidt ist der Gewitterschmidt, der die Blitze schmiedet in der feurigen Gewitteresse, und wo ein Volk einen Gewittergott hatte, da war er der himmlische Schmidt, bei uns der Gott Donnar. Frauenlob lebte im 13. Jahrhundert. Damals also waren solche Vorstellungen noch lebendig. Wir sehen: für bestimmte Teile Deutschlands steht urkundlich fest, dass der Gewittergott ebenfalls wie der ihm gleiche Thor, den Hammer hatte. Für grosse Teile Deutschlands ist nichts darüber bekannt, aber die Gründe liegen nahe.

Dagegen hiessen noch bis in unsre Zeit, namentlich in Ostdeutschland die vorgeschichtlichen Steinbeile, namentlich die durchbohrten, ähnlich wie gewisse Versteinerungen, im Volke „Gewittersteine“, weil man annahm, dass die Stein-„Keile“ mit dem Gewitter von oben auf die Erde nieder kommen und noch heute werden sie auf dem Dachboden aufbewahrt, damit sie das Haus vor Blitz und Gewitter schützen. Man flucht ja heute noch ebenso „Donnerkiel noch mal“ wie „Donnerwetter noch mal“ und Donnerkiel heisst eben Donnerkeil, in Hinsicht auf den vom Gewittergott geschleuderten Blitzkeil. Es sind vielfach Steinbeile in vorgeschichtlichen, heidnischen Gräbern gefunden worden, auch in Totenurnen, die zum Teil Zeiten angehören, wo man Waffen von Bronze und Eisen hatte. Manche waren völlig ungebraucht, so frisch und neu, als wären sie eben einer Werkstatt entnommen. Da wird es zweifelhaft, ob solche je benutzt wurden, und es ergibt sich mehr die Annahme, dass sie nur aus Gründen des Glaubens den Toten mitgegeben wurden. Dann ist aber nicht ausgeschlossen, dass sie in Beziehung standen mit dem Hammer des Donnar, sei es nun, dass sie Beigaben waren aus allgemeineren Gründen, oder aber weil die Toten in den betreffenden Gräbern besondere Beziehungen hatten zum Gotte Donnar. Man darf da nicht Anstoss nehmen an den üblichen Ausdruck „Steinbeil“. Denn eine grosse Menge kurzer, stumpfer Steinbeile kann man ebenso gut Hammer wie Beil nennen. Versehen wir solche mit kurzem Stiel, so gleichen sie ganz unsren Hammern. In vielen Gegenden Deutschlands, ich habe sie bemerkt in Westfalen, Bayern und Nord- wie Südtirol, gebrauchen die Steinschläger auf den Landstrassen eiserne

Hammer an langen wippenden Holzstielen, die in der Gestalt durchaus manchen der vorbeschriebenen Steinbeile gleichen. Ausserdem wechselt die Bedeutung von Beil. In Oberbaiern heisst Hacke auch, was wir Beil nennen, und Beil ist ein spitzes Werkzeug um Holz einzupacken. Wenn nun so allgemein im Volksglauben unsrer Zeit noch die Steinbeile, und auch die hammerähnlichen, als Gewittersteine gelten, dürfte daraufhin allein die Annahme gestattet sein, dass auch in diesen Gebieten Deutschlands einst der Gewittergott einen Steinhammer oder Hammerstein hatte, eine Bezeichnung, die als Stamm sich erhalten hat. Ausserdem bedeutet nach Grimm hamar, das er mit dem slavischen kamen (-Stein) vergleicht, ursprünglich harter Stein.

Wenn aber auch dies Alles nicht zuträfe, so folgt doch aus den bestimmten, vorher erwähnten, Zeugnissen, dass in Deutschland der Gewittergott ebenso wie Thor den Hammer hatte als Wahrzeichen, wenigstens in bestimmten Bezirken, und dass mit voller Wahrscheinlichkeit der eigentümliche Schulzenhammer als ein irdisches Abbild jenes himmlischen Machtzeichens zu betrachten ist, als Würdezeichen der Männer, die durch göttliche Bestimmung sich berufen glaubten als Obrigkeit die Ordnung hier unten zu wahren.

Man sollte deshalb überall da, wo der Schulzenhammer bestand, ihn amtlich wieder einführen als altes Wahrzeichen obrigkeitlicher Macht. In unsrer Zeit ist der Volksglauben beim Landvolke im Schwinden und mit ihm die dichterische Auffassung des Daseins und der Dinge. Eine öde geistige Nüchternheit ist überall in die jüngeren Kreise eingezogen. Da sollte man nicht das Wenige noch vergehen lassen, was als äusseres Merkmal erinnert an glaubensvolle Tage und an die bilderreiche Geisteswelt des Altertums.

26. Im Anschluss an den Vortrag des Herrn v. Schulenburg über die Schulzen-Hammer bemerkt Herr E. Friedel als Kuriosum, dass auch der „Schulze“ von Berlin d. h. der Oberbürgermeister in den Sitzungen des Magistrats gewissermassen als Amtszeichen, zum Ruhegebieten (was aber kaum nötig!) einen hölzernen Hammer führe. Der verstorbene Stadtrat Löwe habe zur Amtszeit des Oberbürgermeisters, spätern Finanzministers Arthur Hobrecht, einen mit Bären verzierten, zierlich aus Buchsbaum geschnitzten Amtshammer gestiftet. Nachdem derselbe auf unaufgeklärter Weise verschwunden (? gestohlen), sei er durch den einfacheren, den der Oberbürgermeister Zelle, unser Erster Vorsitzender, zur Zeit führe, ersetzt worden.

26. Herr Schulrat Professor Dr. Carl Euler hält zum Schluss einen Vortrag über Erinnerungen aus dem Hessischen Feldzug, und ein

Wintermarsch durch die Mark Brandenburg 1850/51. Der Vortrag wurde mit grossen Beifall aufgenommen. Wir bringen denselben hier unten.

Erinnerungen an den hessischen Feldzug und einen Wintermarsch durch die Mark Brandenburg.

von Karl Euler.

Lang, lang ist's her! Im Jahre 1850 fand der Feldzug statt, unrühmlichen Angedenkens. Unblutig ist er verlaufen, nur ein Ereignis ragt als Markstein aus ihm hervor: die grosse unblutige „Schlacht bei Bronnzell“. Doch halt! unblutig war sie doch nicht; ein Schimmel wurde verwundet und ein Offizierpaletot erhielt einen Schuss! Ersteres ist geschichtlich beglaubigt, letzteres lebt im Munde der Sage.

In welchem Zusammenhang steht nun der hessische Feldzug und die Schlacht in dem fernliegenden hessischen Dorf mit dem Wintermarsch durch die Mark Brandenburg? Das will ich im folgenden kurz erzählen.

Ich muss aber etwas zurückgreifen. Im Frühjahr 1850 kam ich mit einem jüngeren Bruder vom Rhein (Bonn) nach Berlin, um neben der Fortsetzung der Studien unserer einjährig-freiwilligen Dienstpflicht zu genügen. Wir fanden Unterkunft in dem damals in Berlin stehenden vierzehnten Infanterie-Regiment.

Unser dreissig waren es, die zusammen einexerziert wurden. Als rechter stattlicher Flügelmann stand an der Spitze der jetzige Geheime Stadt-Baurat Dr. Hobrecht; ich selbst war erst der sechste im Gliede. Von andern Kameraden sei nur der jetzige Senats-Präsident am Kammergericht, Rathmann genannt.

Es war eine gemütliche Dienstzeit; das Verhältnis zu den Offizieren war ein freundliches, der Dienst war nicht übermässig angestrengt. Mein Bruder und ich erfreuten uns als Pfarrers-Söhne eines gewissen Wohlwollens des Regiments-Kommandeurs Oberst von Bahr; war derselbe doch selbst ursprünglich Theologe gewesen, hatte in den Befreiungskriegen mitgekämpft und war dann in der militärischen Laufbahn geblieben. Nach drei Monaten wurden wir bereits Vice-Unteroffiziere. Meine Kompagnie lag im Schlosse Monbijou, in den Räumen, in denen später das Hohenzollern-Museum Aufnahme gefunden hat, im Quartier. Das Exerzieren geschah unter den herrlichen, Schatten spendenden Bäumen des damals noch viel umfänglicheren Parkes.

Vom 15. September ab manövierten wir in der Gegend von Belzig, hatten bei Treuenbriezen Parade vor König Friedrich Wilhelm IV. und kehrten am 29. nach Berlin zurück. Wir wurden zu Unteroffizieren ernannt und sonnten uns im Glanz der goldnen Tressen auf dem vom Manöver bereits etwas mitgenommenen Waffenrock. Extrauniform besaßen nur wenige von uns, sie wurde auch nicht mal gern gesehen. Als im Verlauf des Feldzuges die Röcke allmählich die blaue Farbe zu verlieren anfangen, liessen wir sie einfach wenden. Mein Bruder und ich mieteten uns eine nette Stube in der Ziegelstrasse und dachten an unsere Studien, aus denen im Sommer nicht viel geworden war. — Da kam der Befehl: Ausrücken! Nicht ganz unvorbereitet; denn Krieg schwebte in der Luft! —

Im Kurfürstentum Hessen waren zwischen der Regierung und dem Volke heftige innere Kämpfe ausgebrochen. Erstere, an deren Spitze der Minister Hassenpflug stand, wollte die Verfassung willkürlich und zum Schaden des Landes ändern. Das wollte man sich nicht gefallen lassen. Der Kurfürst wurde bewogen, den Kriegszustand über das Land zu verhängen, und als das nichts half, wandte man sich an die wieder hergestellte Frankfurter Bundesversammlung. Diese beschloss, ein Bundesexekutionsheer in Hessen einrücken zu lassen, um das verfassungstreue Hessenvolk zur Raison zu bringen und beauftragte Österreich und Bayern mit dieser Exekution. Preussen konnte dies nicht dulden, es wollte die Hessen in ihrem Rechte schützen, so kam die Verwicklung. Das 14. Regiment, das in Berlin nicht mehr nötig erschien, gehörte zu den ersten, die dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz näher rücken sollten, und so wurde der Ausmarsch befohlen. Über das, was wir auf diesem Feldzug und später erlebten, führte ich genaues Tagebuch, zum Teil mit Bleistift in vergilbter Schrift geschrieben, nur schwer mehr zu entziffern. Ein glücklicher Zufall liess es mich wiederfinden, und da der Feldzug in einen Wintermarsch durch ein gutes Stück der Mark Brandenburg ausklang, so halte ich einige Mitteilungen aus dem Tagebuch für unsere „Brandenburgia“ auch jetzt noch geeignet.

Es war am 11. Oktober, einem heitern sonnigen Tage, als wir auf dem Anhalter Bahnhof zur Fahrt eingeschifft wurden. Wohin es ging, wussten wir nicht, kümmerte uns auch nicht; wir waren mit der Fahrt rasch ausgesöhnt und träumten von kriegerischen Thaten. Als die Gegend anfang bergig zu werden, als sich gar Felsen zu zeigen begannen, da staunten unsere biedereren Pommern und Polen, aus denen das Regiment zum grössten Teil bestand; hatten sie doch niemals Felsen gesehen. Spät Abends kamen wir in Erfurt an. Von da maschierten wir auf „furchtbar“ schmutziger Chaussee weiter, bis sich die Berg-

kuppen der drei Gleichen mit ihren Burgen und Burgtrümmern zeigten. In den in der Nähe befindlichen Dörfern bezogen wir Quartier. Vier Unteroffiziere, darunter mein Bruder und ich, 22 Musketiere und ein Spielmann kamen nach dem Gut Ringleben bei Mühlberg. Es gehörte dem aus den Befreiungskriegen bekannten General-Feldmarschall Freiherrn von Müffling, der in Erfurt wohnte. Er hatte angeordnet, dass uns zu Ehren eine Kuh geschlachtet werde, dass wir die ersten 8 Tage seine Gäste sein sollten, die zweiten 8 Tage die Hälfte des Verpflegungsgeldes, weiterhin aber die ganze Summe — 50 Pf. täglich! — zahlen sollten, damit das viele ersparte Geld uns nicht übermütig mache! Gar wohl fühlten wir uns bei den Fleischtöpfen Ringlebens; vortrefflich schmeckte uns die biedere Kuh, die ihr Leben für uns hatte lassen müssen. Leider konnten wir sie nicht ganz aufessen.

Dort auf dem Gute sah ich in einem Zimmer des Herrenhauses auch die berühmte Bettstelle, die nächtliche Ruhestätte des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen, der ursprünglichen und der später angetrauten Sultanstochter aus dem Morgenlande, die den Grafen aus schwerer Gefangenschaft befreit und nach seiner Heimat begleitet hatte, wo mit päpstlicher Lizenz die Trauung stattfand. Die vermeintliche Bettstelle hat sich lange erhalten, sie war aber sehr zerschnitzt denn ein Span, von ihr geschnitten, sollte gut sein gegen Zahnschmerz. Musäus freilich berichtet poetischer, dass „ein Span davon statt des Blankscheits in dem Schnürleib getragen, die Kraft haben solle, alle Regungen von Eifersucht in den weiblichen Herzen zu zerstören.“ Um die Bettstelle vor gänzlicher Zertrümmerung zu bewahren, hatte der General sie von der alten Stelle in der Burg fortgenommen. Von ihrer Breite kann man sich einen Begriff machen, wenn es wahr ist, was mir erzählt wurde, dass die vier Pfosten derselben eine Zeitlang als Pfosten für einen Webstuhl gedient hätten. In mir erregte die Bettstelle keinerlei poetisches Empfinden; in meinem Tagebuch berichte ich kurz und prosaisch: „In einem Zimmer des Generals die Bettstelle des Grafen von Gleichen gesehen, nicht viel daran.“ Aber der alte Feldmarschall hat sie besungen, denn von ihm soll das Gedicht herrühren, das ich vorfand und hier mitteilen will, um es der Vergessenheit zu entreissen. Es lautet:

Einst ruhten hier, Graf Gleichen in der Mitte,
Zwei schöne Frau'n in schwesterlicher Einigkeit;
Die Türkin folgte morgenländischer Sitte,
Die edle Deutsche dem Gefühl der Dankbarkeit.
So hat uns die Sage der Vorzeit berichtet,
Wir fragen erstaunt: Ist's wahr, ist's erdichtet?

Für fremdes Glück das eigne hinzugeben,
 Erhebt als Christenpflicht zu wohlverdientem Ruhm;
 Jedoch in wilder Doppelehe leben,
 Gestattet nur das materielle Heidentum.
 Es lässt sich die Sage nicht fassen noch glauben.
 Wir lassen die Würde der Frau'n uns nicht rauben.

Die Hoffnung, dass der alte Herr uns einen Besuch in Ringleben abstaten werde, erfüllte sich nicht. Übrigens starb er noch in demselben Winter, am 16. Januar 1851.

Am 15. Oktober wurde Königs Geburtstag gefeiert. In Ermangelung von Tänzerinnen mussten die Soldaten unter sich tanzen. Bald hörte das Schlaraffenleben auf. Am 21. Oktober wurde ausgerückt. Wir fuhren mit der Bahn nach Gerstungen, marschierten von da nach Vacha, und blieben hier bis zum 2. November. Da wurden wir früh um 2 Uhr alarmiert. Die Bayern und Österreicher sollten die hessische Grenze überschritten haben — wir also beeilten uns nun auch, nach Hessen zu kommen. Nach zweistündigem Marsch begrüßten wir mit gewaltigem Hurrah den hessischen Löwen. Über Hünfeld, wo wir nach langem Warten endlich Quartier erhielten, ging es in langer Kolonne nach Fulda. Einen prächtigen Anblick gewährte die turmreiche Stadt mit den sie umgebenden, von Klöstern und Kapellen gekrönten, Bergkuppen. Von jener Zeit ab hatte ich eine Vorliebe für Fulda und freute mich stets, wenn ich die Stadt sah.

Am kommandierenden General vorbei defilierend machten wir vor der Stadt Halt und konnten wieder erst nach langem Warten, an das wir allmählich gewöhnt wurden, einmarschieren. Die Bürgerschaft empfing uns als Freunde und Retter mit Wohlwollen, und die schönen aus allen Fenstern schauenden Fuldaerinnen nickten uns freundlich zu. Wie bezogen die Kaserne, die erst am Morgen von ihren Insassen verlassen worden war, machten es in den uns angewiesenen Stuben so bequem als möglich, reinigten uns vom grössten Schmutz, — denn

Ach der Dr . . . im Hessenland,
 Von uns allen anerkannt,
 War er doch so schrecklich tief,
 Dass er in die Stiefeln lief.

sangen wir später — wir suchten die uns als die besten empfohlenen Bierwirtschaften besonders den Felsenkeller auf, um den grossen Hunger und noch grösseren Durst zu stillen.

Das war ein wunderliches Leben in den nächsten Tagen. Am 4. November wurde um 2 Uhr nachmittags plötzlich Generalmarsch geschlagen; die Feinde sollten einen Vorstoss gegen Fulda planen. Wir marschierten vor die Stadt, nahmen in der Nähe von Gärten vor einer Lehmgrube oder richtiger in derselben, da sie uns gegen etwaige Späher deckte, Aufstellung. Wir warteten der Dinge die da kommen sollten, sie kamen aber nicht, und zurück gings zur Kaserne.

Am 5. November wurde bereits um 10 Uhr Mittag gegessen, dann wieder hinaus und herein. Und so war es auch am 6. Wir wussten vor langer Weile schliesslich nicht, was anfangen. Wir spielten Whist in freiem Felde, wir sangen, führten Gänsemärsche aus; ein regelrechter Kontertanz, an dem sich, wie mein Tagebuch ausdrücklich mitteilt, unter andern auch Hobrecht und Rathmann beteiligten, wurde nach dem Kommando eines kundigen Berliners im Lehmloch ausgeführt. Die Offiziere, die sich nicht weniger langweilten, sahen uns mit Behagen zu. Abends gingen die andern Kompanien nach der Kaserne, unsere 3. Kompanie blieb draussen; Patrouillen, die scharf geladen hatten, wurden ausgesandt, wir waren auf einen feindlichen Zusammenstoss gefasst. Um 12 Uhr Nachts wurden wir abgelöst. In der Kaserne erquickte uns eine warme Brotsuppe, für die der Hauptmann gesorgt hatte.

Immer aufgeregter wurde die Stimmung. Mancherlei Gerüchte schwirrten durch die Luft. Das Wunderlichste, ja Lächerlichste wurde geglaubt. Man wollte eine feindliche Artillerie-Kolonnie gesehen haben. Sie entpuppte sich als ein Leichenzug. Ein Patrouillenfürer sollte, durch die Dunkelheit getäuscht, auf eine Gruppe Bäume einen Bajonettangriff befohlen haben; ein anderer auf eine Hammelherde, und was der Scherze mehr waren.

Während wir uns, so gut wir konnten, die Zeit vertrieben, waren bereits Gerüchte von schweren Kämpfen in die Ferne gedrungen. Als wir aus Berlin ausrückten, schrieb uns die Mutter, nachdem sie zur Sorge für unsere Gesundheit ermahnt: „Seid nur vorsichtig, dass Ihr Euch nicht ohne Not in Gefahr begeben; könnt Ihr nicht anders, dann seid nicht feig, Gott wird Euch schützen!“ Jetzt aber fragte sie angstvoll an, weshalb wir nicht schrieben? Ob wir krank oder verwundet seien? Wir konnten sie beruhigen. — Am 7. November assen wir bereits um 6 Uhr morgens unser Mittagbrot und zogen dann wieder nach unserer geliebten Lehmgrube. Wir spielten Whist. Da Bewegung unter den Offizieren, der General von der Gröben kam mit seiner Begleitung herangeritten. Er rief die Offiziere zusammen; er machte ihnen eine Mitteilung, die sie sichtlich hoch erregte; die Offiziere eilten zu uns und verkündeten die Mobilmachung des preussischen Heeres. Jetzt sollte es also ernstlich auf den Feind losgeh'n!

Allgemeiner Jubel! Vergessen waren alle Mühen und Strapazen. Wir sangen später in Erinnerung an jenen Morgen:

Mag das Lehmloch Lehmloch sein,
Wurden wir auch drin zum Schwein,
Es ward ja telegraphiert,
Dass man uns mobilisiert.

Das Nächste waren Briefe an die Eltern und Geschwister. Auch schrieben wir für des Schreibens unkundige Soldaten an deren Schätze nach Berlin.

In jenen Tagen wurde in Duisburg die Rheinisch-Westfälische Provinzial-Synode abgehalten, deren Mitglied unser Vater als Superintendent war. Es wurden Stimmen laut, dass angesichts der bevorstehenden Ereignisse die Synode vor der Zeit schliessen möge. Da trat unser Vater auf und sagte: Wenn einer in der Versammlung bei der Zeitlage beteiligt sei, dann sei er es. Seine zwei jüngsten Söhne ständen als einjährig-Freiwillige in Fulda, ein dritter habe soeben Abschied von ihm genommen, da er als Landwehrmann einberufen sei; von dem vierten und ältesten erwarte er stündlich die Nachricht auch von seiner Einberufung zur Waffe. Und trotzdem beantrage er, dass in der Synode fortberaten werde. In solcher Zeit müsse jeder erst recht seine Pflicht thun, und ihre Pflicht sei, die Synode zu Ende zu führen. Da stimmten alle Anwesenden ihm freudig bei.

Es drängten sich jetzt die Begebnisse. Wir waren am 8. November ruhig in der Kaserne, die auch noch unsere Füseliere aufgenommen hatte, da wurden wir um 10 Uhr alarmiert. Es hiess, das die Bayern eine Umgehung beabsichtigten; wir marschierten nach einem andern Platz und blieben dort bis nachmittags 5 Uhr und kehrten dann wieder zurück. Die Stadt und Umgegend hatte ein immer kriegerischeres Ausseh'n erhalten. Von allen Seiten rückten Soldaten heran: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Aber auch flüchtende Landleute sah man, die mit Frau und Kindern und Sack und Pack vor den vorrückenden Bayern flüchtend gen Fulda fuhren. Unsere Kaserne war überfüllt. Jede Stube war drei-, ja vierfach besetzt und unten im Kasernenhof standen noch Soldaten, die darauf warteten, dass ihnen Platz gemacht werde. Wir aber bezogen abends ein Bivouak. Dorthin wurde Stroh gebracht, das uns aber vor dem nasskalten Wetter wenig schützte. Doch wir waren guten Mutes, sollte es doch den folgenden Tag wirklich gegen den Feind gehen, dessen Wachtfeuer wir nicht allzuweit am Waldesrande zu sehen glaubten. Unsere Füseliere hatten sich in einem benachbarten Gehöft festgesetzt, in die umgebende Mauer Schiessscharten gebrochen, die im Wege stehenden Bäume umgehauen, Distanzen zum Schiessen auf einen herannahenden Feind abgemessen.

Endlich wird's hell, wir freuen uns des Morgens, erheben uns durchfrozen vom harten Lager. Der General erscheint mit seinem Adjutanten. „An die Gewehre!“ erschallt das Kommando. Im Nu sind wir geordnet. „Bataillon — marsch!“ Wir lenken in die Strasse ein, die zum Feind führt. Da auf einmal: „Tete links schwenkt — marsch!“ Wir schwenken, wir kehren dem Feind den Rücken, Fulda kommt wieder in Sicht! Aus der Stadt quillt gleichzeitig Militär über Militär, gefolgt von unendlichem Train, alle in derselben Richtung, vom Feinde abgewendet! Was soll das bedeuten? Wir senden fragende Blicke auf unsere Offiziere. Sie schweigen finstern Angesichts. Ist es denn möglich, wir weichen vor dem Feind? ohne uns mit ihm geschlagen zu haben, sind wir auf der Flucht!? Ja

„Rückwärts, rückwärts Don von Gröben,
Rückwärts, rückwärts stolzer Graf!“

Es war ein Rückzug „aus strategischen Rücksichten“! Der Minister-Präsident Graf Brandenburg hatte die Schmach nicht mehr erlebt, er war am 6. November gestorben. Sein Nachfolger aber, Minister-Präsident von Manteuffel sagte: „Der Starke weicht mutig zurück“ und schloss in Olmütz am 20. November den berüchtigten Vertrag, der Hessen den Bayern und Österreichern auslieferte.

Ich komme auf jenen Morgen des 9. November zurück. Wie lebhaft steht er mir noch in Erinnerung! Wir alle, auch die gemeinen Soldaten, empfanden den Rückzug als eine persönliche Schmach, die wir erlitten. Ich hörte, wie ein Soldat zum andern sagte: „Nach Berlin dürfen wir nicht mehr zurück, wir müssen uns vor unsern Mädchen schämen.“ Das fröhliche Plaudern auf dem Marsch hatte aufgehört, der Gesang war verstummt, auch die Spassmacher in der Kompanie, die sonst so viel beigetragen hatten, die ermüdeten Soldaten in guter Stimmung zu erhalten, zogen finstern Schweigens dahin, wie die andern. Ich suchte Trost in meinem Horaz, den ich auf dem ganzen Feldzug im Brotbeutel mit mir führte.

Die Hessen aber, die sich der Rachsucht eines unversöhnlichen Feindes und der Willkür fremder Soldaten preisgegeben sahen, riefen uns Verwünschungen nach, nannten uns Verräter, und wir — schwiegen.

Auf dem Marsch nach Fulda hatte ich mich kurz vor der Stadt über ein herrliches Wäldchen von jungen Lerchenbäumen gefreut. Wir zogen jetzt wieder vorüber — was war aus dem Wäldchen geworden? Die schlanken Bäume waren in grosser Zahl umgehauen und zur Erbauung von Erdhütten verwandt worden, die Kavalleristen als schmutziger Aufenthaltsort dienten.

Wie aber war's mit der „Schlacht bei Bronnzell“? Ja, die schlugen wir Vierzehner nicht, sondern die Neunzehner. Wir wussten davon

nur durch Hörensagen. Ein Vorpostengefecht zwischen den Preussen und den Bayern und Österreichern fand am 8. November wirklich statt. Mein Tagebuch berichtet, es seien zwei Bayern erschossen, von preussischer Seite nur der Schimmel eines Husaren, der den Feind äffend vor der Front hin und her galoppiert sei und auf den wohl 30 Kugeln abgeschossen worden, sei verwundet, und auch dem Adjutanten des neunzehnten Regiments durch den Paletot geschossen worden. Man erklärte das Gefecht später als ein „Missverständnis“! Historisch geworden ist nur der Schimmel.

Und wir sangen später:

Wir zusammen in der Nacht
Haben ein Komplott gemacht,
Sind darüber eins geworden,
Keinen Bayern umzumorden.

Österreich'sche Kaiserschützen
Konnten Schimmel maustot blitzen,
Und gefährlich auf die Ehr'
Ist so ein Cheveau-léger.

Unbedingtes Retirieren
Kann nur noch zum Ziele führen.
Schaun's es wär doch gar zu schad',
Fiel ein preuss'scher Soldat.

Den weiteren Aufenthalt in Hessen, das ewige Hin- und Hermarschieren will ich nur kurz berühren. Es waren im ganzen traurige Tage und Wochen, die wir erlebten. Unfreundliche, ungefällige Quartiergeber, die es sichtlich vermieden, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Geschah es aber, dann bestand es zumeist aus Vorwürfen und Klagen über die Preussen, die, wie sie ja nicht mit Unrecht meinten, durch Einmischung in die hessische Verwickelung und nachheriges Imstichlassen der Bevölkerung das Übel noch viel ärger gemacht hätten. Aber nie hörte ich Ausdrücke der Unzufriedenheit mit dem Landesherrn selbst, sondern nur mit seinen Räten. Die Vorwürfe galten auch nicht uns persönlich; denn wir hielten treffliche Manneszucht, und oft genug teilten unsere braven Soldaten ihren Wirten von den gelieferten reichlichen Rationen mit. Denn viel Armut herrschte in den Dörfern, in denen wir im Quartier lagen. Mein Tagebuch ist voll von Klagen über schlechte, elende Quartiere, grossen Schmutz, rauchende Öfen und jämmerliche Nachtlager. Wohl wurden uns Unteroffiziere hie und da Betten angeboten, aber meist wiesen wir sie zurück und überliessen sie den Soldaten, die sie aber auch nicht immer annahmen. Das Stroh war noch immer reinlicher und zum Zudecken hatten wir unsere guten Mäntel. In einem

Quartier, so wurde erzählt, waren die Soldaten so gedrängt, dass sie nur „Löffelchens“ liegen konnten, d. h. alle auf der linken oder rechten Seite wie die Löffel in einander geschachtelt. Auf gegebenen Befehl legten sich dann alle gleichzeitig auf die andere Seite. Ich hatte in meiner Korporalschaft einen Berliner, der eine Masse von Schnurren wusste und sie gut erzählte. Der musste uns abends, nachdem das Lager eingenommen war, erzählen, wobei wir denn ruhig einschliefen. Einige besondere Erlebnisse habe ich aufgezeichnet: wie eine Wirtin uns zum Waschen einen Topf mit Wasser bot; daraus mussten wir einen Schluck in den Mund nehmen, den wir dann in die Hände ausspülen und uns so wuschen — oft genug ist dies in der Folge geschehen —; wie eine andere, ein altes hässliches Weib mit tiefenden Augen, auf die Bitte um ein Handtuch zum Abtrocknen das schmutzige Tuch von ihrem Halse abnahm und es darbot — selbstverständlich zog man sein Taschentuch vor —; wie, da nur eine verrostete und von Fliegen besudelte Gabel vorhanden war, wir das Fleisch mit unsern eigenen Messern mit unterstützendem Löffel zerschneiden mussten.

Als ich in einem Quartier mich an den Tisch setzte, um einen Brief zu schreiben, versammelte sich die ganze Familie um mich und sah zu; die Tochter, ein halberwachsenes Mädchen, lehnte sich vertraulich auf meine Schulter und blickte auf das Papier herab. Diese Naivetät machte mir anfangs Spass und ich liess sie mir von dem hübschen Mädchen gern gefallen. Als aber der Bauer den fertigen Brief in die Hand nahm und nach aufgesetzter Brille ihn laut vorzulesen begann, hörte der Spass auf; ich nahm ihm den Brief fort, worüber er sehr verwundert war. Er hatte sich garnichts Böses dabei gedacht.

Die Langeweile ruhte mit bleierner Schwere auf uns; die Scherze unserer Soldaten waren bald erschöpft, das ewige Whistspielen (Skatspielen war damals noch wenig, in unseren Kreisen gar nicht bekannt) wurde uns zuletzt auch zum Überdruß, zu lesen gab's nichts, nicht einmal beim Schullehrer, meinen Horaz kannte ich fast auswendig; Briefschreiben war noch das Einzige, das übrig blieb; denn auch das Exerzieren musste bei dem eingetretenen Frost- und Schneewetter aufs Notwendigste beschränkt werden. Wir kamen in ein Dorf in der Nähe von Hersfeld, und dies benutzten wir zu einem Ausflug dorthin. Wir sehnten uns nach dem Anblick einer tapezierten, wohnlichen Stube, nach einem guten Beefsteak und einem Glas guten Bieres — oder auch mehrerer! Wir wollten uns überhaupt mal wieder als zivilisierte Menschen fühlen. Dies alles bot die freundliche Stadt, deren berühmte Vergangenheit später einen Teil meiner Studien bildete, und in ihr der Gasthof „zum Deutschen Haus“. Als wir gar hörten, dass auch Theater gespielt werde, war unsere Freude gross, und wir konnten den Abend nicht

besser beschliessen als mit dem Besuch der Vorstellung. Die vorderste und beste Reihe war besonders von Unteroffizieren, zumeist Einjährig-Freiwilligen, besetzt; hinter uns sassen andere Soldaten, den Olymp hatte städtisches Publikum besetzt. Offiziere waren nicht zugegen. Da die Truppe kein eigenes Orchester besass, füllten wir die Zwischenpausen mit Gesang aus. Als aber das Parterre sich in das Spiel selbst einmischte, wollten sich die Spielenden das nicht gefallen lassen und verbaten es sich. Daraus entspann sich ein Streit, in den sich auch die anwesenden Hersfelder einmischten. Es war aber nur ein belustigender Wortkampf zwischen den Schauspielern, besonders der Prima Donna und dem Parterre, der schliesslich mit Fallenlassen des Vorhangs endete. Wir warteten das Weitere nicht ab, kehrten in den Gasthof, wo wir noch tüchtig zu Abend assen und dann in unser liebes Dorf — es hiess Sorge — zurück. Hier wurde weiter vegetiert. Da, am 4. Dezember, wurde mitten in der Nacht Generalmarsch geschlagen. Im Nu waren wir fertig zum Ausmarsch. Leider war bei der Eile ein uns von Hause geschickter Krug mit echtem Wachholderbranntwein, der über meinem Tornister hing, geplatzt; der edle Stoff hatte sich über die Tragriemen ergossen und sie braun gefärbt, was mir eine Rüge seitens des Hauptmanns wegen „Malpropreté“ vor versammeltem Kriegsvolk zuzog. Auf dem Marsche kam es zur Verständigung und wir beklagten beide den schweren Verlust; denn auch er sollte des edlen Stoffes mit geniessen.

Wie wir hörten, hatte der kommandierende bayerische General von Turn und Taxis an unsern General die Zumutung gestellt, die Schanzen, die zum Schutz der bei Hersfeld über die Fulda führenden Brücke aufgeworfen worden waren, zu räumen, damit der Weg nach Kassel für ihn frei werde. Das wurde rund abgeschlagen, und so rückten wir in früher Morgenstunde aus. Wagen mit Stroh zur Aufnahme der etwa Verwundeten folgten uns.

Auf einer gefrorenen Wiese bei dem Dorfe Motsfeld nahmen wir Aufstellung. Wir fanden bereits andere Truppen vor: Jäger, Kavallerie, Artillerie, das 32. Infanterie-Regiment. Den ganzen Tag standen wir da, froren jämmerlich, langweilten uns entsetzlich, sodass wir schliesslich Whist zu spielen angingen. Die Finger konnten aber die Karten nicht halten. Die Bayern kamen nicht, und wir marschierten schliesslich in unsere Quartiere zurück.

Auch diese „grosse unblutige Schlacht bei Motsfeld“, von der weder der Kladderadatsch noch die Geschichte berichtet, fand ihren Sänger. Der Anfang lautet:

Nach Motsfeldien, nach Motsfeldien,
Vater gieb mir Reisegeldien,
Wo der Bayer nicht mehr weilt.

Das Weitere lässt sich leider nicht mitteilen. Endlich, endlich verliessen wir Hessen! Wir marschierten über Berka nach Gerstungen und fuhren am 15. Dezember mit der Bahn nicht, wie wir geglaubt hatten, nach Berlin zurück, sondern bis Wittenberg. Von da begannen unsere weiteren Kreuz- und Querzüge auf preussischem Gebiet. Von Berlin war nicht mehr die Rede.

Bevor ich aber die Beschreibung der neuen Irrfahrten beginne will ich noch eines Liedes über die Landwehr gedenken, das aber nicht in unserm Kreise, also im 14. Regiment entstanden ist, sondern, wenn ich nicht irre, im 19. Regiment.

Es beginnt:

Unser König hat gerufen:
Brave Landwehr zieh' hinaus.
Jeder kriegt ein Paar Sohlen,
Weib und Kind ward Gott befohlen,
Ohrenklappen teilt man aus.

Und die Landwehr zog von dannen,
Keiner wusste, wo der Krieg.
Auch mit wem sie sich soll schlagen,
Darf die Landwehr niemals fragen,
Denn das wär' ja Politik.

Und so zogen unsre Krieger
Mutig fort zum blut'gen Strauss.
Siegreich waren alle Schlachten,
Doch anstatt der Lorbeern brachten
Sie nur Reis und Salz nach Haus.

Unsre Linie unterdessen
Zog ins Hessenland vorwärts,
Als Parole thät sie hören:
Spiele nie mit Schiessgewehren,
Denn das fühlt wie du den Schmerz.

u. s. w.

In Wittenberg oder richtiger in der Vorstadt hatten wir Quartier bei einem „gebildeten Fischer“ und erfreuten uns zum ersten Mal wieder eines reinlichen Bettes. So steht wörtlich in meinem Tagebuch.

In einem sehr starken Marsch ging's am 16. Dezember bis Jesse; am 17. bei schauerlichem Wetter nach Herzberg; am 18. in zehnstündigem Marsche im stärksten Regen auf aufgeweichtem Wege nach Sonnenwalde und mussten hier, durchnässt wie wir waren — nur die Strümpfe konnte ich wechseln — in kalter Stube, nur mit dem Mantel

zugedeckt, die Nacht verbringen. Endlich am 19. Dezember kamen wir nach Luckau; an und für sich eine „nette Stadt“ aber meinem Bruder und mir nebst Burschen ein sehr mässiges Quartier bei einem geizigen Kaufmann bietend; seine Frau, eine Scharfrichterstochter, war „filzig, dumm, vierschrotig“, doch hatten sie ein niedliches Kind.

Am 21. Inspizierung durch den General von Korff. Der neue Hauptmann war nicht zufrieden mit seiner Kompanie. Sie hatte ihm zu schlecht „geputzt“. Der 22. war ein Sonntag. Die Offiziere veranstalteten einen Ball, zu dem auch die Einjährig-Freiwilligen als zahlende Teilnehmer eingeladen wurden. Unsere schäbige Uniform hinderte nicht, besaßen wir doch feine Handschuhe und feine Tanzstiefel. Die Regimentsmusik spielte. „Viele nette Damen“ lernten wir kennen; die anfängliche Steifheit wich bald heiterem Verkehr.

Wir rechneten auf längern Aufenthalt in Luckau und wir sangen:

Luckau giebt Quartier im Winter,
Folgsam sind wir wie die Kinder;
Denn das Allerschönste schon
Ist Subordination.

Und schlossen:

Dies ist das Lied vom Hessenland;
Hessen, Deutschland stammverwandt,
Hessen, politikumschlungen,
Niemand wurde umgebrungen.

Das Christfest war gekommen. Wir feierten es in der Kneipe mit Bowle und Whistspielen. Am Abend des 25. Dezember wurde in kleineren Kreisen getanzt, am 26. war aber wieder Konzert und Ball. So liess es sich ganz angenehm in Luckau leben. Mit dem 28. Dezember kam aber plötzlich die Order zum Weitermarsch. Früh 6 Uhr wurde aufgebrochen. Ich musste als „Spitze“ voraus, „um den Weg zu suchen“. Es war aber nur ein kurzer Marsch von zwei Stunden bis zum Dorfe Terpt. Hier erhielten wir, mein Bruder und ich, ein „sehr schönes Quartier, reinlich, gutes Essen, gutes Lager auf der Erde“. Am 29. (Sonntag) war der Marsch über Vetschau nach Werben um so grösser. „Bis Vetschau gute Chaussee, dann grässlicher Weg durch den Spreewald, eine grosse Morastgegend.“ In Werben standen die Bewohner alle vor der Thür, sie begrüsst uns aufs freundlichste. Ganz besonders aber zogen die Mädchen in ihrem kleidsamen Sonntagsanzug, mit dem das volle, runde Gesicht schön einramenden Kopfputz unsere bewundernden Blicke auf sich. Die Polen in unserer Kompanie riefen ihnen einen polnischen Gruss zu, den sie verstanden und auf wendisch erwiderten.

Thatsächlich konnten sich Polen und Wenden verständigen, infolge dessen sich die Beziehungen zwischen ihnen und den schönen Wendinnen ganz besonders freundlich gestalteten, zu nicht geringem Ärger und Neid der anderen Kameraden.

Unser Quartier war in einem Blockhaus, erbaut aus übereinanderliegenden Baumstämmen, wie es solche ja auch jetzt noch im Spreewald giebt. Die Stube war so niedrig, dass wir nur gebückt drin stehen und gehen konnten. Die stattliche Hausfrau hatte sich deshalb eine gebückte Haltung angewöhnt. Wir wurden mit grosser Herzlichkeit aufgenommen. Zunächst wurde uns von Weilnachten übrig gebliebener Kuchen in Massen vorgesetzt; dann gab's Kaffee mit Syrup und Schmalzbrot, endlich „Hirse und Sauerkraut zusammengekocht“. So steht's wörtlich in meinem Tagebuch. Unser Nachtlager war in der Scheune; der Wind strich über unsere Köpfe hin, wir aber lagen mollig im warmen Bett und schliefen prächtig. Unser Freund, Unteroffizier von der Lippe, lag im Gänsestall. Zum Frühstück gab's Kaffee mit Kuchen, dann Kartoffeln mit „Stippe“, zu Mittag erst Butter und Brot, dann „Meerrettigbrei“. Den Nachmittag verlebten wir bei einem Kameraden oder richtiger mit ihm in der Spinnstube seines Quartiers, in der siebzehn erwachsene Mädchen sassen und spannen. Auch den Abend brachten wir hier zu. Auch viele andere Soldaten stellten sich ein, es entwickelte sich lärmende, ja ausgelassene Fröhlichkeit.

Am 31. Dezember wurden wir umquartiert; das Haus war neu. Der erste Eindruck war unangenehm, das verlor sich aber bald; guter Kuchen und Kaffee, abends Hirsensuppe. Eine Sylvesterbowle wurde mit Kameraden getrunken; dann in unserm Bett auf dem Speicher gut geschlafen, ohne Jammer früh aufgewacht.

Am 3. Januar marschierten wir weiter nach dem Dorfe Guhro. Unser Quartier war bei einem Bauer Bossann. Die Frau war erkrankt, lag im Bett und störte unsere Nachtruhe durch anhaltendes Husten und Stöhnen. Sie zeigte eine gewisse Bildung, da sie in ihrer Jugend in der Stadt gelebt hatte, sprach auch gut deutsch, während ihre Kinder, besonders die zwei Töchter, meist wendisch und nicht gern deutsch sprachen. Es war ein freundliches Quartier. Den Abend verlebten wir auch hier in einer Spinnstube mit Kameraden zusammen. Vom Lehrer entlieh ich Bücher zum Lesen.

Am 6. Januar machte ich mit einem Kameraden einen Ausflug nach Kottbus. Wir tranken schlechtes Bier, mässige Chokolade, begrüsst die Spree. Die Stadt machte auf uns einen etwas langweiligen Eindruck, auch kein hübsches Mädchen sahen wir; wir waren eben im Spreewald bereits verwöhnt worden. Damals führte nur eine Pferdeisenbahn von Kottbus nach dem Schwieloch-See. Als ich dreissig Jahre später

in Kottbus war, war der Eindruck ein viel günstigerer, und Kottbus ein Hauptknotenpunkt für die Eisenbahnen geworden.

Am 9. Januar wurde wieder ausgerückt und nach Werben marschiert. Mancherlei Unordnungen in der Kompanie mussten bestraft werden, die Zucht war locker geworden. Es war mit die Folge des ziellosen Umhermarschierens und Umherliegens. Es war hohe Zeit, dass wir den Spreewald verliessen; es ging den Leuten da zu gut.

Bevor ich aber vom Spreewald Abschied nehme, will ich aus meinem Tagebuch noch Einiges über das Leben und Treiben daselbst, so weit ich es vor 45 Jahren kennen lernte, mitteilen. Zunächst das Essen, das ja bei uns eine grosse Rolle spielte, betreffend, so konnten wir mit ihm wohl zufrieden sein. Wir hätten ja von unseren Rationen leben können und müssen; aber es wurde uns fast überall Gastfreundschaft geboten. Morgens gab es Kaffee mit Kartoffeln und Butter oder Schmalz; zu Mittag erst Schnaps und Butterbrot, dann kam das eigentliche Essen, besonders viel Rotkraut und Hirse; abends Kaffee oder Suppe und Kartoffeln. Das breitgeformte Brot schmeckte vortrefflich.

Die Kleidung der Mädchen und Frauen war wohl im ganzen dieselbe, die man noch jetzt sieht. Sie trugen bunte, meist selbst gewebte wollene, kurze Röcke, schöne, bunte, künstlich um den Kopf geschlungene Tücher, oft von Seide, aus denen nur das hübsche Gesicht herausah. Sonntags trugen sie eine Art Haube mit daran befestigter Halskrause. Auf der Strasse gingen sie mit grossen Holzpantinen, in der Regel ohne Strümpfe, selbst im Winter. Sie waren sehr reinlich. Wenn sie das Vieh besorgt hatten, wuschen sie sich Hände, Arme und Füsse, und begaben sich mit schneeweissen Hemdärmeln in die Spinnstube.

Über die Kleidung der Männer und Burschen habe ich nichts aufgeschrieben. Sie hatten also keine besondere Spreewaldstracht oder ich hielt es nicht der Mühe wert, etwas zu notieren.

Alles spann: Männer, Frauen, Burschen und Mädchen und dabei wieder die alten Männer und alten Frauen, die jungen Männer und Frauen, die Burschen und Mädchen alle für sich. Morgens nahmen sie ein Butterbrot mit und blieben, so weit sie nicht zu Hause zu thun hatten, bis abends zusammen; dann wurde Abendbrot gegessen und zur Spinnstube zurückgekehrt.

Das im Winter Gespommene wurde im Frühjahr von den Frauen gewoben.

Die Wenden, Männer und Frauen, erschienen mir als schöner Menschenschlag, besonders die Frauen. Die Mädchen zeichneten sich durch eine dralle Gestalt und durch dicke, runde Arme aus. In der Spinnstube der Mädchen herrschte ein sehr ungezwungener, munterer Ton. Sie liebten Gesang und Scherz, ihre wendischen Lieder hatten etwas Einförmiges, Wehmütiges, doch Melodiöses. Sie liebten es, einem

ein lubka (Liebchen) zuzusingen. Von unsern Soldaten lernten sie Soldatenlieder, die sie gern und herzhaft sangen, ohne den Inhalt zu verstehen, und so machte es einen komischen Eindruck, wenn sie mit grossem Ernst, ja Andacht, deutsche Lieder mehr als zweifelhaften Inhaltes sangen. Wenn ein Fremder in die Spinnstube kam, wurde ihm wohl eine Schürze umgebunden und er musste dann ein Quart Schnaps ponieren. So erging es besonders uns Unteroffizieren. Man rächte sich dann durch Wegnehmen eines Spinnrockens, der durch einen Kuss wieder eingelöst werden musste. Die Mädchen hatten aber eine wunderliche Abneigung gegen die Bärte. Dass ein besonders beliebter Aufenthalt für die Soldaten diese Spinnstuben waren, liegt auf der Hand; sie verdrängten die Burschen, die sonst des Abends kamen; doch kam es meines Wissens zu keinen Schlägereien zwischen den Wendenburschen und den Soldaten. Die Mädchen tranken sehr gern einen Kirschlikör und assen gern Mandeln und Rosinen, und wenn dies gependet wurde, wurden sie sehr vergnügt, ja ausgelassen und waren stets zu dankbarem Kuss bereit.

Wir versuchten etwas von der wendischen Sprache uns anzueignen, doch war die Zeit zu kurz, als dass es haften blieb.

Am 11. brachen wir auf. Der sehr beschwerliche Marsch auf dem festgefrorenen Boden ging über Vetschau nach Lübbenau; hier gutes Quartier bei einem Bäcker —; dann verteilten wir uns in sieben Dörfern. Ich kam als Korporalschaftsunteroffizier mit 15 Mann nach Görsdorf, einem Dorf inmitten eines grossen Moors mit schönen Eichen gelegen. Dort hatte ichs beim Schulzen Piesker ganz gut. Mein Bruder aber hatte es noch besser beim Pastor Winzer in Kasel. Es war dies eine höchst liebenswürdige Familie, bestehend aus dem Prediger, seiner Gattin und zwei erwachsenen Töchtern. Mein Bruder vergnügte sich vortrefflich, während ich auf dem entlegenen Dorfe mit meinen Leuten exerzieren, ihre Sachen, besonders Kleider und Schuhe, revidieren musste. Dazu kam noch der Ärger, dass bei gemeinschaftlichem Exerzieren der ganzen Kompanie meine Korporalschaft „nicht sehr gelobt“ wurde. Ich lernte dann auch die Familie Winzer kennen, und mein Tagebuch enthält ihr begeistertes Lob.

Nun aber kam ein Brief eines Freundes aus Berlin mit der Mitteilung, dass wir am schwarzen Brett ständen als solche, die noch kein Kolleg belegt hätten; wir müssten sofort kommen, wenn wir nicht aus dem Verzeichniss der Studierenden gestrichen werden wollten. So reisten wir dann am 19. Januar ab, fuhren in „grässlichem Wagen, à la Komödiantenkasten“ die Nacht durch, kamen um 9 Uhr in Berlin an, belegten jeder ein Kolleg, in das wir auch einige Male gingen, versahen uns mit frischer Wäsche, besuchten den Zirkus von Dejean (später Renz, an Stelle des jetzigen Bahnhofs Friedrichstrasse), den von Renz in der Charlotten-

Aktion Görsdorf

strasse (jetzt Berliner Theater), den Barbier von Sevilla im Opernhaus, die Weihnachtsausstellung bei Kroll, das Theater des Athleten Rappo (jetzt ist die Markthalle zwischen Friedrichs- und Lindenstrasse daselbst), und kamen am 26. wieder in Kasel an. Ich durfte auf Verwendung des Pastors Winzer beim Hauptmann das Quartier ebenfalls bei ihm nehmen.

Die Tage, die wir in Kasel verlebten, waren die schönsten des ganzen Feldzuges und entschädigten uns für alle ausgestandenen Mühen und Strapazen. Auch nach unserer Rückkehr nach Berlin blieben wir noch längere Zeit im Briefwechsel mit der Familie, die uns mit solcher Herzlichkeit entgegengekommen war. Leider dauerte die Freude des Beisammenseins nicht lange.

Am 2. Februar rückten wir wieder aus, ich als Fourier voraus. Auf diesem Marsche begegnete es unserm Freunde Von der Lippe, einem feingebildeten Mann aus guter Familie, dass er auf dem Gut, auf dem er einquartiert war, mit dem Gesinde essen musste, was uns alle empörte. Über Baruth gings am 3. nach Wunsdorf; von da am 4. nach Ziethen.

Am 5. Februar war Potsdam unser Ziel. Eine halbe Meile vor der Stadt hatten wir ein „Rendezvous“, machten uns möglichst „propper“ und rückten nach zweistündigem Aufenthalt bis zur Stadt. Da mussten wir wieder eine halbe Stunde warten. Es sollte Parade vor dem König stattfinden; in Folge des Besuchs eines österreichischen Erzherzogs unterblieb sie und wir mussten von 1 Uhr bis 5 Uhr auf der Strasse stehen, bis wir endlich in unsere Quartiere kamen.

Nach einem Ruhetag marschierten wir am 7. Februar weiter nach Nauen. Es war ein starker Marsch und wir sehnten uns nach einem guten Quartier. Da unser Billet auf einen Ratsherrn lautete, so hatten wir frohe Hoffnung, wurden aber anfangs bitter enttäuscht, als uns ein dunkler Raum mit Streulager gezeigt wurde. Wir gingen verstimmt fort, unsere Freunde aufzusuchen. Als wir zurückkamen, wurden wir sehr freundlich empfangen, wir fanden in einer feinen Stube den Tisch gedeckt, speisten lukullisch und statt des Streulagers in der dunklen Kabuse wurden uns vortreffliche Betten zur Nachtruhe in einer andern feinen Stube angewiesen. Dies Wunder hatte unser Bursche, ein pffiger Pommer, bewirkt, der der Wirtin in unsrer Abwesenheit erzählte, wer wir wären und woher wir stammten. Da erkannten Wirt und Wirtin, dass wir zu den Gebildeten gehörten, was man unserm Äussern in der schäbigen Uniform allerdings nicht ansehen konnte, und behandelten uns demgemäss.

Am 8. nach Friesack, wieder $3\frac{3}{4}$ Meilen (schlechtes Essen). Am 9. weiter nach Dreetz. Der Ort hatte noch nie Einquartierung er-

halten und wir wurden aufs Herzlichste aufgenommen. Als wir in unser Quartier kamen, waren ausser dem Quartiergeber auch Nachbarn zugegen. Unter ihnen befand sich eine junge Frau mit einem etwa zwei Jahre alten Kinde auf dem Arme. Sie war eine Wittwe, dem Kinde war aber vorgeredet worden, ihr Vater sei verreist und käme wieder. Nun sagte man dem Kinde, unter den anwesenden Soldaten sei ihr Vater. Das Kind sah uns aufmerksam an und streckte dann die Ärmchen nach mir aus, mich als Papa begrüßend und wollte in den beiden Tagen, die wir in Dreetz blieben, mich gar nicht mehr verlassen, so dass mir der Abschied von dem kleinen holden Geschöpf wirklich leid that.

Am 11. Februar marschierten wir weiter. Über Neustadt a. d. Dosse ging der Marsch. In den Dörfern Stüdnitz, Schönermark und Lohme wurden wir einquartiert. Die Quartiere waren gut. Es begann nun ernste militärische Arbeit: Exerzieren, Schiessen. Felddienst üben. Ich war einige Tage krank, hatte mich erkältet und hustete stark, konnte also keinen Dienst verrichten und langweilte mich sehr. Mein Bruder war unterdessen mit dem Prediger des Ortes (Seelemann) bekannt und von ihm eingeladen worden. Ich dagegen las unterdessen in Zschokkes Novellen, die mir aber die Langeweile auch nicht vertreiben konnten. Die Zeit wurde, so weit es das Exerzieren gestattete, mit gegenseitigem Besuchen, mit Spielen (neben dem Whist war auch das Solo zu Ehren gelangt) und Kneipen ausgefüllt. Niemals spielten wir ein Hasardspiel, überhaupt nicht um grossen Gewinn, sondern nur zum Zeitvertreib. Ich konnte wenig daran teilnehmen, da ich noch längere Zeit leidend war. Aber ich hatte mittlerweile ebenfalls die Predigerfamilie kennen gelernt und durfte die angenehmsten Stunden in dem gastlichen Hause verleben.

Von damals nicht geahnten Folgen war am 23. Februar, einem Sonntag, mein Besuch bei unserm Freunde Von der Lippe im Dorfe Lohme, der dort bei der Predigerwitwe Schinkel ein sehr gutes Quartier erhalten hatte. Die hochgebildete Frau kam ihm mit wahrhaft mütterlicher Herzlichkeit entgegen. Unser Freund, der in der Welt allein stand und viel Schweres in seinem Leben erduldet hatte, fühlte sich wahrhaft beglückt im Verkehr mit der von ihm hochverehrten Frau und ihrer lebenswürdigen Nichte und kam ihnen mit ritterlicher Courtoisie entgegen. Mein Bruder wurde auch bei einem Besuch bei Von der Lippe gern angenommen. Dass wir Pfarrersöhne waren, empfahl uns auch von vornherein bei der Frau Prediger.

Es war uns freigestellt worden, ob wir jetzt nach Berlin zurückkehren oder bis Ende März im Regiment bleiben wollten. Wir zogen letzteres vor, da wir uns der Offiziersprüfung unterziehen wollten,

welches von Berlin aus kaum möglich gewesen wäre. Auch die andern Freiwilligen des Regiments blieben in der Mehrzahl.

Es begann nun das Bataillonsexerzieren. Sehr erwünscht war für uns die Umquartierung nach Lohme. Dort konnten wir mit Von der Lippe in Gemeinschaft uns zur Prüfung vorbereiten. Wir arbeiteten fleissig und erholten uns dann entweder durch ein solides Solo oder durch Unterhaltung mit der Frau Prediger und ihrer Nichte. So verging die Zeit rasch und angenehm. Von dem laufenden Dienst, so weit er nicht zur Vorbereitung für die Prüfung diente, waren wir befreit. Unser Quartier war bei einem Bauer Wolff mit andern Soldaten zusammen. Die Verpflegung war gut, nur das Sauerkraut erfüllte, wenn es gekocht wurde, das ganze Haus mit durchdringendem Geruch. Die eigentliche Herrin war Frau Wolff, eine trotz ihrer Wohlbeleibtheit noch sehr rührige Frau, gegen die der Mann offenbar nicht aufkommen konnte. Eines Tages sassen wir bei Tische. Man kam auf die Rheinländer zu sprechen. Da sagte ein Sohn der Frau Wolff, ein grosser, derber Bursche: „Die Rheinländer sind alle Schweinh . . .“ „Oho“, sagte ich, „ich bin ein Rheinländer.“ Kaum hatte ich das gesagt, da sprang Frau Wolff auf, fasste ihren Sohn an Kragen, riss ihn vom Stuhl, schleppte ihn zur Thür, öffnete sie, warf ihn hinaus, schlug die Thür wieder zu und kehrte zu ihren Platz zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Der Verkehr mit Stüdnitz und der dortigen Pfarrersfamilie hatte auch nicht aufgehört, wir kamen öfter hin und fanden stets eine freundliche Aufnahme.

Am 8. März war die mündliche Prüfung in Stüdnitz. Der Schulsaal war dazu ausersehen. Im Schulhaus wohnte unser Doktor. Während die eine Hälfte geprüft wurde, hielt sich die andere beim Doktor auf. Wir waren die Wartenden (auch Hobrecht gehörte dazu), fingen an zu kneipen, zu singen, so dass wir seitens der Prüfungskommission in freundlicher Weise zu Ruhe verwiesen werden mussten. In heiterer Stimmung kamen auch wir endlich zu Prüfung — das Antworten ging flott, und Prüfende und Geprüfte waren zufrieden. Bei Predigers erholten wir uns von den Mühen der Prüfung. Am 9. und 10. wurde die schriftliche Arbeit unter Aufsicht des Leutnants von Mantuffel angefertigt. Nach langen Jahren traf ich mit ihm in Brandenburg zusammen. Er war inzwischen General-Leutnant geworden, erinnerte sich aber noch lebhaft jener Zeit. Er war damals erstaunt über meine Schreibfertigkeit. Hatte ich doch in sechs und einer halben Stunde sieben Bogen vollgeschrieben!

In den nächsten Tagen war Exerzieren, am 16. Militärgottesdienst in Stüdnitz. Es war von da an für uns eine wahre Bummelzeit. Als Offizier war Leutnant Stocken in die Kompanie eingetreten, zu dem